



**STADT
/VIELFALT**

**GESTERN
HEUTE
MORGEN**

ÜBERMORGEN



**Münster auf
dem Weg zur
Vielfalt**

Anke M. Leitzgen

»Die Gespräche haben mich gelehrt, dass Vielfalt drei Dinge braucht: Pflege, Vertrauen und Vorbilder.«

Liebe Leserinnen und Leser,

der aktuelle Report des Club of Rome heißt „Earth for All“. Und weil wir alle das Stück Welt vor unserer Haustür gestalten können, ist genau das der Ort, um Raum für Vielfalt zu schaffen. Die Bürgerinnen und Bürger machen das längst. Sie haben der Stadt Münster schon vor Jahren den Wunsch nach Vielfalt ins Stammbuch geschrieben. Und wie es in Westfalen üblich ist, wurde nicht auf ein „Go“ aus der Verwaltung gewartet, sondern losgelegt. Als professionelle Sichtbarmacherin und Netzwerkerin zwischen Gesellschaft, Verwaltung und Politik hat das Münster Stadtmarketing den vielfältigen Projekten und Initiativen, die bereits entstanden sind, eine Bühne gebaut. Einerseits, um zu zeigen, was alles schon da ist. Andererseits, damit sie in einen breit aufgestellten Zukunftsprozess eingebunden werden können.

Mein Auftrag war es, den Menschen, die in Münster Vielfalt machen, ein Gesicht zu geben. Dazu habe ich zahlreiche Gespräche in allen Bereichen geführt, die eine Stadtgesellschaft ausmachen: Bildung, Wirtschaft, Kunst, Kultur, Sozialarbeit und Wissenschaft. Normalerweise würde man an dieser Stelle aus den Interviews interessante Zitate herauslösen, um zu zeigen, wie lesenswert die Texte sind. Aber ich vertraue darauf, dass Ihr Auge vielfach auf den folgenden Seiten hängenbleiben wird und Sie die spannenden Passagen nicht mehr loslassen werden. Hier möchte ich Ihren Blick daher auf ein Phänomen lenken, das mir überall begegnet ist: Es sind offene Türen. Sie waren nicht nur für mich geöffnet, sondern vor allem für viele weitere Personen, die aktiv von meinen Gesprächspartnerinnen und -partnern einbezogen wurden, damit mehr Perspektiven einfließen konnten.

Diese offenen Türen sind das Symbol für ein Selbstverständnis, das davon ausgeht, dass hinter allen Dingen mit Wirkung kein solitäres Ich, sondern ein gemeinsames Wir steht. Und mit diesem Wir, das in engem Austausch arbeitet, baut, sich hinterfragt und vor allem auch immer wieder neu erfindet, ist Münster nicht nur zum Ort der Vielfalt geworden, sondern auch gut für die Zukunft aufgestellt. Denn nicht Klimawandel, der Verlust an Biodiversität oder Pandemien wurden vom Club of Rome als größte Herausforderung unserer Zeit ausgemacht, sondern die Fähigkeit, zwischen wahren und falschen Informationen zu unterscheiden. Was dagegen hilft? Miteinander reden und einander zuhören. Widersprüche und den Umstand aushalten, dass es manchmal keine einfache Lösung gibt. All das kann Münster, weil Münster Vielfalt kann. Doch lesen Sie selbst.

Ich wünsche Ihnen dabei viel Vergnügen und vor allem zahlreiche Einblicke in ein menschliches, buntes und einladendes Münster.

Ihre
Anke M. Leitzgen

Anke M. Leitzgen macht die Stadt zum Campus durch Bildungs- und Beteiligungsprozesse für die lebendige Bildungslandschaft 4.0 in der zukunfts-gewandten Kommune von heute für morgen.



SEITE 24

Die Bahnhofsmision

Was haben Menschenwürde, Schnittblumen und Hasenbrote gemeinsam? Das alles gibt's an Gleis 9/12 am Bahnhof in Münster.



SEITE 6

Einfach Vielfalt wagen? Von wegen!

Was kann Münster auf dem Weg zur Vielfalt von Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst, Kultur und Jugend lernen? Eine Diskussion.

SEITE 16

Wie liest man eine Stadt?

Frauke Burgdorff findet Geschichten in der Stadt. Wie gelingt ihr das, und was hat das mit dem Stadt-Machen zu tun?

SEITE 21

Wettbewerb "Zukunft"

In Münster warten die Bürgerinnen und Bürger nicht auf die Stadt, um mit der Zukunft anzufangen. Sie legen einfach los.

SEITE 44

Das Junge Theater

Barbara Kemmler probt mit Cactus Junges Theater seit 30 Jahren den kreativen Aufstand und schöpft ihre Ideen aus der Neugier auf das Gegenüber.



SEITE 36

Technischer Zugang ohne Barrieren

Matthias Günnewig glaubt, dass Big Data ein wichtiger Schlüssel ist, um mehr Diversität in der Beteiligung abbilden zu können – und erklärt, wie das gehen kann.

SEITE 41

Wettbewerb "Vielfalt"

Wie wird eine Gruppe zufällig zusammengewürfelter Frauen und Männer zu einer guten Jury? Und welche Projekte können sie überzeugen?

SEITE 70

Der Stadtteiltreff

Das Herzstück jeder Quartiersarbeit sind offene Türen. Ein Besuch beim MuM e.V. zeigt, wie Menschen dadurch den Zusammenhalt finden, den sie zum Aufblühen brauchen.



SEITE 58

Kein Stadtteil wird abgehängt

Kann man von der Sozialplanung lernen, wie Vielfalt geht? Ja, sagt Frank Treutler, und dass Dranbleiben, wenn's schwierig ist, ein wichtiger Faktor ist.

SEITE 63

Zukunftsspaziergänge

Niemand kennt das eigene Viertel so gut wie die Bürgerinnen und Bürger, die darin leben. Deshalb wurde mit ihnen unterwegs in ihren Straßen von heute nach dem Morgen gesucht.

SEITE 98

Die Schule für alle

„Wir bleiben zusammen!“ In Berg Fidel lernen alle Kinder von Klasse 1 bis 10 gemeinsam – und der ganze Stadtteil profitiert.



SEITE 86

Mehr Teilhabe ermöglichen

Was Vielfalt auszeichnet, ist immer relativ. Was die Fachhochschule Münster macht, um mehr Menschen das Studium zu ermöglichen, erzählen Dagmar Sinsbeck und Professor Thilo Harth.

SEITE 93

Jugend findet Stadt

Welche Wünsche haben junge Menschen, wenn es um ihre Stadt geht? Kinder und Jugendliche vom Wilhelm-Hittorf-Gymnasium und von der Gesamtschule Münster Mitte haben ihre Ideen gesammelt und vorgestellt.

Impressum 110

EINFACH MAL VIELFALT WAGEN? VON WEGEN!

Vielfalt ist eine Herkulesaufgabe und nichts, das sich auf die leichte Schulter nehmen lässt. Was kann die Stadt Münster auf dem Weg dorthin aus den Perspektiven von Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft und Jugend lernen? Das diskutieren Dr. Katharina Kost-Tolmein, Generalintendantin vom Theater Münster, Jens Röttgering, Inhaber der Hengst Gruppe, Dr. Simone Schehka, Geschäftsführerin des Allwetterzoos Münster, Hesham Alhamwi, Mitglied des Jugendrats und Bernadette Spinnen, Leiterin des Stadtmarketings der Stadt Münster.

PERSPEKTIVWECHSEL: MEHR VERSTEHEN DURCH AUSTAUSCH

Bernadette Spinnen: Wenn Sie über Vielfalt nachdenken, wo gehört sie in Ihrem Leben bereits dazu? Und wo fehlt sie Ihnen?

Dr. Simone Schehka: Als Biologin denke ich natürlich zuerst an die Artenvielfalt. Und ich bin überzeugt, dass sie groß sein muss, damit es den Menschen gut geht. Wenn wir nur noch von Beton oder gemähtem Golfrasen umgeben sind, kommt uns nicht nur die Begeisterung für die Natur abhanden, sondern auch Lebensqualität und Gesundheit.

Jens Röttgering: Privat und beruflich ist Vielfalt ein ganz wesentliches Thema für mich. Wir waren mit unserem Filtrationsgeschäft lange Zeit sehr spezialisiert und als Branche auf die Automobilindustrie konzentriert. 2008 haben wir erfahren, wie anfällig man ist, wenn man nur in einem einzigen Markt unterwegs ist. Sobald er sich verändert, geht man in die Knie. Wir haben uns daher in den letzten Jahren auf die Fahne geschrieben, uns breit aufzustellen. Und in der Corona-Krise konnten wir sehen, wie gut das funktioniert. Manche Branchen wurden lahmgelegt, andere, wie etwa Haushalts- und Gartengeräte oder die Medizintechnik, brummen dagegen.

Dr. Katharina Kost-Tolmein: Im Theater verstehen wir uns als einen Ort der Gesellschaft, der sich ständig professionell hinterfragt. Im Moment beschäftigt mich, wie das gehen kann, dass wir uns

im menschlichen Zusammenleben oder in der menschlichen Erscheinungsform nicht länger an der Frage orientieren: „Was ist eigentlich normal?“ Da brauchen wir etwas anderes. Und wenn man dieses Andere positiv ausdrücken will, dann ist das Vielfalt – die ja übrigens noch gar nicht so lange als selbstverständlich positiv empfunden wird.

Hesham Alhamwi: Im Jugendrat hat uns mal jemand gefragt: „Kommen hier eigentlich alle von einem Gymnasium?“ Und meines Wissens nach sind tatsächlich die meisten von der Gesamtschule oder vom Gymnasium. Ich gehe aufs Hittorf-Gymnasium, das Annette-Gymnasium ist unsere Partnerschule. Da gibt es natürlich Austausch. Aber wenn man nicht sehr zufällig auf anderen Wegen Jugendliche von der Real- oder Hauptschule kennenlernt, hat man keine Chance. Früher gab es zum Beispiel im Sportverein diese Möglichkeit. Heute sind wir oft bis zum späten Nachmittag in der Schule. Da bleibt keine Zeit für Hobbys. Und deshalb wissen wir nicht, wie die anderen leben oder wie es ihnen geht. Und übertragen auf die Arbeit des Jugendrats bedeutet das, dass wir von ihnen keine Antworten auf die Fragen haben: „Ist das gut für euch, was wir mit unserer Arbeit machen?“ oder „Wie ist das bei euch in der Schule: Fühlt ihr euch gut aufgehoben?“ Das kommt auf jeden Fall zu kurz, finde ich.

K.K.-T.: Da knüpfe ich mal an. Denn wir wollen ja ausdrücklich ein Ort sein, an dem die unter-

„Vielfalt organisiert sich nicht einfach von allein. Eine Stadt, die eine vielfältige Beteiligung möchte, muss dafür konsequenterweise die Ressourcen zur Verfügung stellen.“ **BERNADETTE SPINNEN**

BERNADETTE SPINNEN leitet das Stadtmarketing Münster und ist Vorsitzende der Bundesvereinigung City- und Stadtmarketing Deutschland. Mit ihrem Team wollte sie mit "Gutes Morgen Münster" herausfinden, welche Projekte Münster besser machen. Darum wurden alle Menschen, Unternehmen und Institutionen aufgerufen, ihre Projekte einzureichen, die Münster heute in ein besseres Morgen verändern. Die kleinen und großen Projekte aus allen Bereichen des städtischen Lebens in Münster wurden gesichtet und vielfach ausgezeichnet. Viele davon befinden sich auf den folgenden Seiten.

» gutes-morgen.ms



RESILIENZ: KRISEN BESSER MEISTERN DURCH VIELFÄLTIGE PRODUKTE

schiedlichsten Menschen zusammenkommen. Die einerseits zusammenarbeiten und andererseits im Publikum sitzen. Im besten Fall sind das unterschiedliche Generationen, unterschiedliche Berufsgruppen, Herkunft, Bildungsstände, einfach alles. Wir möchten, dass sie gleichzeitig in einem Raum sitzen, die gleiche Sache anschauen und sich vielleicht sogar hinterher darüber austauschen. Aber das ist nicht leicht. Schaut man sich die Menschen zum Beispiel auf einem Bahnhofsvorplatz an und vergleicht sie mit einem Theaterpublikum, wird ein großer Unterschied offensichtlich. Doch an dieser Stelle unterscheidet sich Münster nicht sehr von anderen Städten.

B.S.: Wie lässt sich das ändern? Oder anders: Lässt sich das überhaupt ändern?

K.K.-T.: Wir zeigen in der Stadt ganz offensiv, dass wir den Kontakt suchen. Und mit unseren sehr unterschiedlichen Inszenierungen erreichen wir durchaus schon verschiedene Teilgesellschaften. Wir können versuchen, dass wir mit der Gesamtheit dieser Teilgesellschaften möglichst nah an den Mix auf dem Bahnhofsvorplatz kommen, aber da bleibt natürlich die Frage: Haben wir unser Ziel „Vielfalt“ schon erreicht, wenn uns das gelingt?

S.S.: Wir sammeln bereits viel Erfahrung in Sachen Generationenvielfalt. Kinder sind zwar meist

der Anlass für den Besuch, aber wir spüren sehr deutlich, dass auch viele ältere und alte Menschen kommen – und zwar mit und ohne Enkelkinder. Dass uns das gelingt, liegt sicherlich auch daran, dass wir beim Thema Inklusion relativ weit sind. Wir bemühen uns sehr darum, barrierearm zu bauen, oder bieten Führungen mit Gebärdensprache an. Ich bin sicher, dass es allen Bereichen der Stadt sehr guttun würde, an die Menschen aller Generationen zu denken und Barrieren abzubauen. Man darf keine Altersgruppen vernachlässigen, und dementsprechend wird auch ein vielfältiges Angebot gebraucht, bei dem wirklich für jeden etwas dabei ist.

B.S.: Stichwort „für jeden etwas“: Wir wissen, dass wir eine nachhaltige Stadt werden müssen, und da ist es wirklich schwierig, ein Angebot zu machen, auf das sich viele einlassen möchten. Die vorherrschende Meinung ist, dass es hier doch ganz schön ist, und dass wir das mal so lassen. Ich verstehe das auch. Uns geht es allen gut und je länger man erwachsen ist, desto mehr lernt man, dass man an dem, was gut ist, festhalten sollte. Und zum Schluss halten wir nur noch fest.

J.R.: Ich denke, wenn man sich bewegt, wird man es nie allen recht machen können und vermutlich immer Menschen auf dem Weg verlieren. Gerade

BARRIERENABBAU: ZUGÄNGE FÜR ALLE SCHAFFEN

weil Münster eine so wohlhabende, sichere und schöne Stadt ist, ist sie natürlich auch gutbürgerlich. Fast schon normativ.

B.S.: Man könnte auch sagen: spießig.

J.R.: Absolut. Daher auch diese eher ablehnende Diskussion, wenn es um neuere Themen geht. Ich habe das Gefühl, dass Münster sich besonders schwertut, in die Zukunft aufzubrechen und zu sagen: „Wir waren mal eine kleine Stadt, die aber so schön und erfolgreich wurde, dass sie aufgrund ihrer großen Anziehungskraft heute eine große Stadt ist. Deswegen wachsen wir und das akzeptieren wir nicht nur, sondern wir bereiten uns darauf vor. Wir freuen uns über die Menschen, die hier leben wollen. Und für die müssen wir die Infrastruktur vorbereiten, Wohnkapazitäten und Mobilität anpassen.“ Stattdessen wollen viele wieder zurück, denn da war doch alles so schön überschaubar. Ich glaube aber, dass der Zug abgefahren ist. Wir müssen jetzt einfach nach vorne aufbrechen – und dieser Aufbruch fällt schwer.

B.S.: Ich glaube, wir brauchen die Jugendlichen in diesen Prozessen. Wenn man jung ist, will man noch nichts festhalten und ist aufgeschlossen für alles Neue. Und genau diese Haltung wäre im Moment superwichtig für uns. Daher an dich, Hesham, die Frage:

Wenn wir eure Perspektive in unsere zahlreichen Diskussionen bekommen wollten, was müssten wir ändern?

H.A.: Wir brauchen vor allem zwei Dinge: Zunächst einmal müssten wir Jugendlichen uns untereinander über alle Schulformen hinweg vernetzen können. Wie schon gesagt, solange das nicht gewährleistet ist, können wir im Jugendrat nicht repräsentativ für alle Jugendlichen sprechen. Wir als Jugendrat können aber auch nicht überall vor Ort sein, deshalb brauchen wir Unterstützung. Wir brauchen engagierte Menschen, die die Aufgabe übernehmen, den Austausch ans Laufen zu bringen. Es wäre super, wenn die Lehrkräfte im Unterricht Jugendliche über ihre Mitsprachemöglichkeiten informieren würden. Hilfreich wäre auch eine Verankerung von Jugendbeteiligung als Thema im Lehrplan. Und dabei geht es nicht nur um die Info, dass man sich beteiligen kann, sondern auch darum, das Wissen und die Sprache zu erweitern. Wenn man zum Beispiel in den Vorstand des Jugendrats gewählt wird, hat man ja erst einmal keine Ahnung: Was sind eigentlich Beschlüsse? Was sind Anträge? Wie macht man die? Was passiert nach einer Abstimmung? Wie organisiert man eine Wahl? Klar, wir müssen das irgendwie hinbekommen und wissen dann irgendwann Bescheid, was damit gemeint ist und wie das abläuft. Aber am Anfang wird man ins Wasser

9

„Mit Gästen aus dem Ausland wird schnell offenbar, wie wenig international Münster noch immer ist, auch wenn es schon deutlich besser geworden ist. Heute kann man in den Restaurants englische Speisekarten bekommen und der Service kann sich top darauf einstellen.“ **JENS RÖTTGERING**



JENS RÖTTGERING ist als Inhaber der Hengst Gruppe Vorsitzender des Verwaltungsrates. Das Familienunternehmen meint es ernst mit dem Klimaschutz und hat als Filtrationsspezialist 2022 auf dem Weg zur Klimaneutralität 2030 einen ersten großen Schritt gemacht. Der Hauptsitz in Münster wird jetzt klimaneutral betrieben. Möglich macht das ein Mix aus Grünstrom und Kompensation von CO₂. Spätestens bis 2030 soll das Unternehmen an allen weltweiten Standorten klimaneutral werden.

» hengst.com/de

„Wenn man nachfragt, sind sich alle einig: Vielfalt ist wichtig. Arten- und Klimaschutz sind wichtig. Wenn man dann vorschlägt, lasst uns zu Fuß zum Treffpunkt gehen, dann alle so: ‚Och, das muss jetzt auch nicht sein.‘ Diese Bequemlichkeit steckt in uns allen drin.“ **DR. SIMONE SCHEHKA**

DR. SIMONE SCHEHKA ist die erste Zoodirektorin des Allwetterzoos. Mit ihr an der Spitze engagiert sich der Allwetterzoo Münster für die Erhaltung natürlicher Lebensräume und Ökosysteme sowie den Schutz bedrohter Tierarten. Seit vielen Jahren gehört auch der Artenschutz vor Ort im zugehörigen Artenschutzzentrum ACCB in Kambodscha dazu. Vielfalt gibt es auch in der Vermittlung: Der Allwetterzoo besitzt eine eigene Zooschule, in der Arten-, Klima- und Umweltschutz anschaulich unterrichtet wird. Von Klasse 1 bis zum Leistungskurs findet sich für alle Altersstufen und Schulformen das passende Zooschulangebot, das sich an den Lehrplänen des Landes NRW orientiert.

» allwetterzoo.de



DOPPELSPITZE MAL ANDERS: JUNGE LERNEN VON ALTEN UND UMGEKEHRT

geworfen und muss schwimmen lernen. Wer nicht im Jugendrat ist, lernt das vielleicht nie.

B.S.: Das ist ein wichtiger Punkt, wenn man über Vielfalt in einer Stadt spricht: Die organisiert sich nicht einfach von allein. Das heißt, eine Stadt, die möchte, dass viele Menschen sprachfähig werden und ihre Perspektive einbringen, die muss sich auch darum kümmern, wie das geht. Sie kann nicht einfach sagen, ja, hier kann doch jeder mitreden. Vielmehr muss sie die Menschen in der Stadt dazu befähigen, das zu tun. Wo wirklich viel bürgerschaftliches Engagement stattfinden soll, braucht es eine Hauptamtlichkeit, die dafür sorgt, dass die technischen Sachen, wie Protokoll schreiben, einen Raum besorgen und dieser ganze Kram, erledigt werden. Das sollten nicht die Ehrenamtlichen machen müssen, deren Energie wir ja an ganz anderer Stelle brauchen. Was müsste die Stadt aus Ihrer Sicht noch lernen, Jens Röttgering?

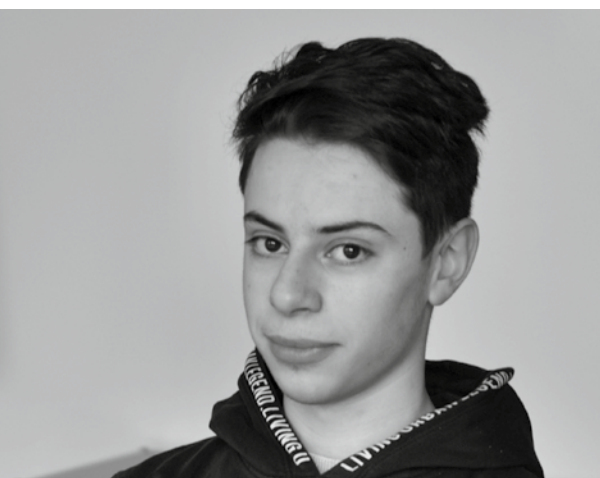
J.R.: Wirtschaftsstrategisch haben wir in Münster bereits eine sogenannte Tausendfüßerstruktur aufgebaut, indem wir uns relativ breit aufgestellt haben. Das ist gut, aber es gibt insbesondere mit Blick auf die Zukunft noch viel Luft nach oben. Wir stehen vor großen Veränderungsprozessen,

etwa in den Bereichen Verwaltung, Banken, Versicherung, Lehre. Alle diese Bereiche werden sehr anfällig sein, sobald das Thema KI einschlagen wird. Wann das genau passieren wird, wissen wir nicht, aber der Moment wird kommen und in den genannten Branchen zu großen Arbeitsplatzverlusten führen. In einigen Branchen erleben wir es ja bereits. In der Versicherungsbranche und in der Bankenbranche sind wir schon mittendrin. Daher müssen wir uns dringend die Frage stellen: Haben wir genügend andere Felder, mit denen wir unsere Zukunft tragfähig gestalten können?

B.S.: Und? Haben wir sie?

J.R.: In Münsters Speckgürtel finden wir mehr Industrie und ein viel breiteres Spektrum an Berufsbildern. Allerdings können wir diese Vielfalt an Fähigkeiten und Kompetenzen zumindest in unserem Unternehmen nicht ausreichend besetzen. Münster ist keine Arbeiterstadt, keine Ingenieursstadt, keine Maschinenbauerstadt und auch keine Entwicklerstadt. Von daher finden wir viele Berufsgruppen nicht, die wir jetzt und in Zukunft dringend brauchen. Andersherum gilt aber auch: Bei uns gibt es eine Art Locked-in-Effekt. Das heißt, wenn es gelingt, jemanden nach Münster zu locken, bleibt der auch sehr wahrscheinlich unserem Unternehmen verbunden, weil es nur wenige Alternativen in unserem Segment gibt.

„Mehr Unterstützung wäre ein wichtiges Ding, wenn man sich als Stadt wirklich für die Meinung von Jugendlichen interessiert. Für uns ist alles neu und fremd. Wir müssen erst einmal lernen, was es heißt, Aufgaben zu übernehmen.“ **HESHAM ALHAMWI**



HESHAM ALHAMWI ist seit 2018 im Jugendrat aktiv, es ist das jüngsten Gremium der Stadt. Er war von 2020 bis Mitte 2022 Mitglied des Vorstands. In seinem letzten Jahr im Vorstand gab es 13 Sitzungen, fast 34 Stunden Sitzungszeit, fünf Anregungen, zahlreiche Aktionen und Workshops, jede Menge Austausch mit Kindern und Jugendlichen plus interessante Gespräche mit Politik und Verwaltung. Was bleibt? „Ich weiß jetzt, wie Bürokratie funktioniert, und habe Politik hautnah erlebt“, sagt Hesham Alhamwi.

» jugendrat-muenster.de

ÜBERGANGSPHASEN AUSHALTEN: EXPERIMENTE BRAUCHEN RAUM

S.S.: Ich habe das Gefühl, es fehlt oft der Mut, etwas zu wagen. Einfach mal einen Punkt zu setzen und zu sagen, man kann es ohnehin nicht allen recht machen, also entscheiden wir das jetzt. Ich denke da zum Beispiel an den Hafen. Da können wir jetzt natürlich immer weiter diskutieren, aber er liegt dann einfach brach. Damit ist niemandem geholfen. Da braucht es mutige Menschen, die sich dann auch mit breitem Kreuz da hinstellen und ihre Entscheidung verteidigen. Und wenn es die falsche Richtung war, dann müssen wir halt in fünf Jahren nochmal sprechen. Aber lasst uns anfangen.

B.S.: Wir haben ein paar Versuche gemacht an bestimmten Stellen. Zarte Pflänzchen von „Lassen Sie uns mal gucken, wie der Raum anders sein könnte, wenn die Autos nicht mehr in der Straße parken“. Dazu haben wir übergangsweise zum Beispiel in der Wölbeckerstraße mit so einer Parkpaletten-Ästhetik gearbeitet. Das ist nicht neu, das gibt es in vielen Städten. In Berlin zum Beispiel, und da ist das cool und schick. Dann gibt es Leute, die rufen an, weil „endlich sieht es hier mal aus wie in Berlin“. Und es gibt die anderen, die sagen: „Frau Spinnen, das ist nicht der Münster-Standard, wie das hier auf der Straße aussieht.“ Und natürlich kann man für einen solchen Versuch nicht das Geld für

die Optik ausgeben, wenn es erst einmal um einen Funktionstest geht. Aber es wird ganz schnell klar, dass viele Anwohnerinnen und Anwohner das fast nicht aushalten können – auch wenn es nur eine kurze Zeit ist, wenn sie ihren vertrauten Raum in einer fremden Gestalt vorfinden.

J.R.: Meine sehr subjektive und schlaglichtartige Wahrnehmung ist, es könnte auch daran liegen, dass das große Bild fehlt. Solange viele kleine Einzelmaßnahmen aneinander gereiht werden, wirkt das aktionistisch. Und ich kenne es so, dass man einen Veränderungsprozess sehr deutlich machen muss. Es muss klar werden, dass diese vielen kleinen Einzelmaßnahmen auf ein großes Ziel einzahlen. Auf diese Weise erhält jeder die Chance, den einzelnen Test ganz anders einsortieren zu können. Und vor allem weiß er auch: Das bleibt nicht so, sondern es ist ein Versuch auf dem Weg, dass wir zusammen etwas erreichen wollen.

B.S.: Wenn ich aus allem ein Fazit ziehen sollte, hieße das, wenn sich alle als Teil des Ganzen verstehen und ein gemeinsames Bild von Münsters Zukunft haben, ist auch ein Zukunftsprozess möglich. Ich danke Ihnen allen sehr herzlich für das spannende Gespräch!

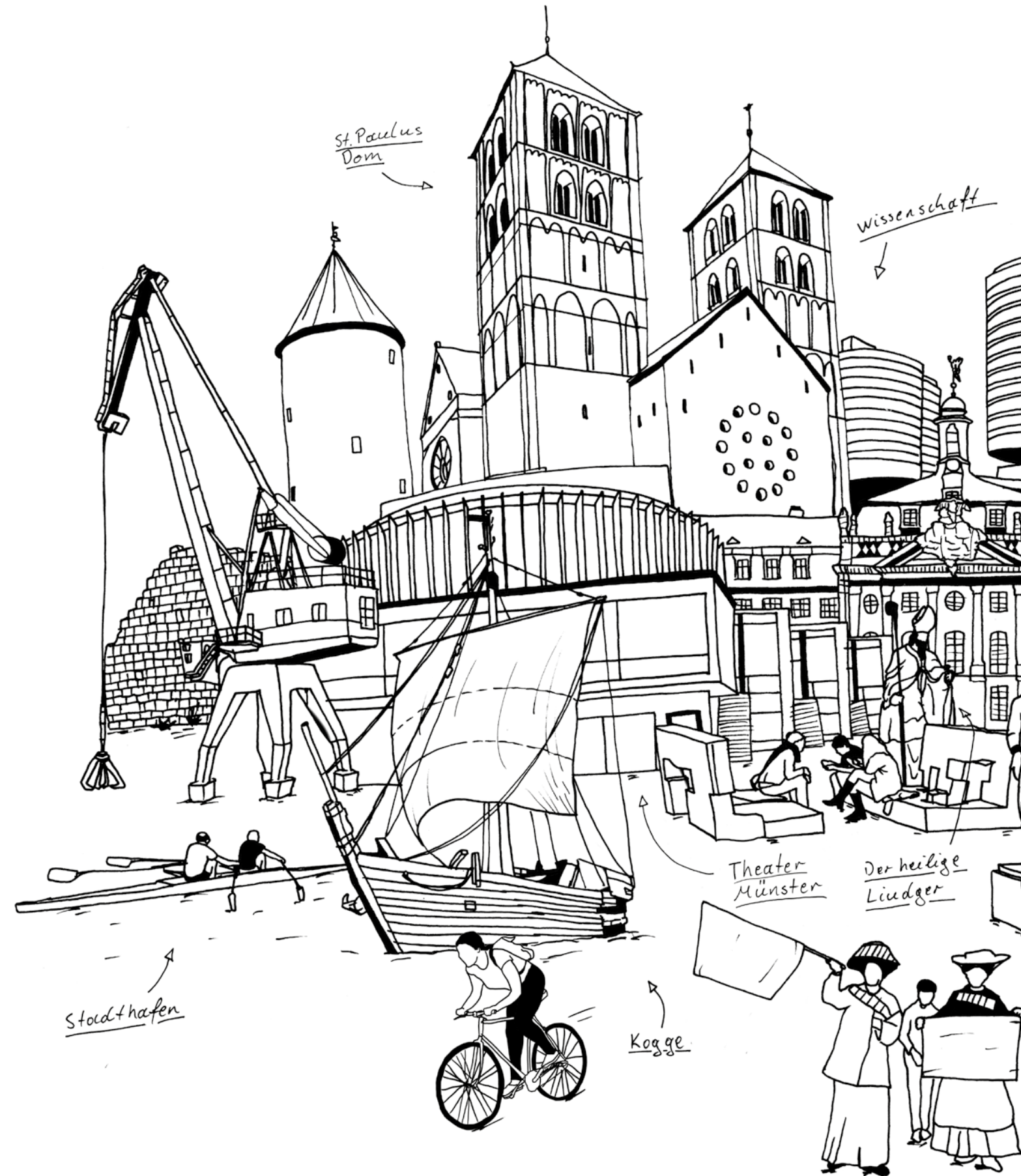
11

„Wenn es darum geht, die Beschränktheit der eigenen Perspektive anzuerkennen und das gemeinsame Abarbeiten von blinden Flecken zu betreiben, ist das Theater der Platz, an dem das professionell betrieben wird.“ **DR. KATHARINA KOST-TOLMEIN**

DR. KATHARINA KOST-TOLMEIN ist die neue Generalintendantin am Theater Münster und gestaltet das künstlerische Profil und Programm. Um möglichst viele Menschen anzusprechen, geht es in ihrer ersten Spielzeit um Generationen. Was unterscheidet Jung und Alt? In „Das Vermächtnis“ von Matthew Lopez ringt zum Beispiel eine Gruppe schwuler Männer, die drei verschiedenen Generationen angehören, um Verantwortung, Zusammenhalt, Wahrheit und Fürsorge. In „Aspects of Love“ von Andrew Lloyd Webber geht es dagegen um den Konflikt der Generationen und das Leben mit und um die Kunst.

» theater-muenster.com







Gewachsene Strukturen, die ständig angepasst, weiterentwickelt und – falls notwendig – wachgeküsst werden, sind das Fundament einer lebendigen Gesellschaft. Die Inklusion aller Bevölkerungsgruppen gehört zu den steten Herausforderungen im Prozess. Um Barrieren abzubauen, werden daher Angebote gebraucht, die den Mensch in den Mittelpunkt stellen.

Warum ist das wichtig? In einer dynamischen Welt, in der sich alles ständig wandelt, gehören Brüche dazu – auch in den Lebenswegen. Um soziale Brücken zu bauen, reicht es oft schon, sich gegenseitig die Hand zu reichen und Unterschiede als Chancen zur Weiterentwicklung zu betrachten.

VIelfalt MACHEN: WIE Liest MAN EINE STADT?

Vielfalt heißt, sich selbst den offenen Blick zu bewahren. Frauke Burgdorff ist Diplom-Ingenieurin der Raumplanung. Nach dem Studium hat sie unter anderem als Stadtplanerin in Antwerpen, Zukunftsforscherin in Gelsenkirchen und für die Konzeptentwicklung der Europäischen Initiative Stadtkultur NRW aufgebaut und das Europäische Haus der Stadtkultur, sowie als Vorständin die Montag Stiftung Urbane Räume gAG in Bonn geleitet. BURGdorff STADT – Agentur für Kooperative Stadtentwicklung wurde von ihr 2016 aufgebaut. In dieser Zeit hat sie die Gutes-Morgen-Projekte eng begleitet. Seit 2019 ist sie Stadtbaurätin in Aachen.



Was sehen Sie, wenn Sie durch die Stadt gehen, Frau Burgdorff?

Ich habe gelernt, meinen Expertenblick an- oder abzuschalten, weil ich sonst keinen Urlaub mehr machen könnte. Es gibt Momente, in denen ich zum Beispiel ganz bewusst durch meine aktuelle Heimatstadt mit einem touristischen Blick gehe. Denn als Touristin suche ich den Aha-Effekt und schaue viel in die oberen Etagen. Das mache ich eher nicht, wenn ich im Alltag unterwegs bin und einfach nur schnell mein Ziel erreichen will. Was ich aber auch im Alltag ganz gerne mache: ein lustiges Detail finden. Eine schräge Puppe, die im Fenster sitzt, oder eine Blume, die am Ort so deplatziert wirkt, dass ich mich frage: „Wer hat die wohl hierhin gepflanzt?“ Oder: „Wer hat dieses Auto so aufgepimpt?“ Diese Fäden nehme ich und spinne sie weiter. Denn Geschichten sind relevant für eine Stadt, und man kann eigentlich immer so einen Punkt finden, an dem man eine lustige Geschichte entdecken kann.

Wie unterscheidet sich das von Ihrem Blick als Planungsprofi auf die Stadt?

Schaue ich mir etwas professionell an, kommt noch eine weitere Perspektive dazu. Dann versuche ich zu erkennen, wie das, was ich sehe, zustande gekommen ist, welche ästhetische Haltung, welche ökonomischen Grundlagen dazu geführt haben. Welche Konzepte stehen dahinter oder handelt es sich einfach um eine scheinbar konzeptlose, aber gewachsene Struktur?

Haben Sie vielleicht je ein Beispiel für beide Varianten: eine Stadt mit Konzept und eine ohne?

Eine Stadt, die ein starkes Konzept hat, ist München. Dort gibt es extrem gute Konzepte für alles. Von der Infrastruktur über die Flächengestaltung bis hin zur Mobilität. Eine Stadt, die weniger konzeptvoll, aber organisch gewachsen ist, ist Lüttich, eine Stadt in Belgien.

Wo würden Sie denn Münster auf einer Skala einordnen?

Was die Konzeptualität angeht auf einer Skala von eins bis zehn: acht.

Nach dem Krieg gab es in Deutschland den allgemeinen Trend, die Städte nach der Zerstörung ganz neu zu denken. In Münster hat sich der Stadtbaurat Gerhard Rabeler dagegen entschieden und gesagt: „Wir bauen das alte Münster wieder auf.“ Das hat dazu geführt, dass in Münster die alten Stadtgrundrisse wieder mit neuer Architektur entstanden sind. Jetzt begegnet mir in den vielen Gesprächen, die ich für dieses Projekt geführt habe, immer wieder ein Satz: „Wir sind so konservativ, hier bewegt sich nichts nach vorn.“ Und fast in einem Atemzug wird der Prinzipalmarkt genannt. Da drängt sich nahezu die Frage auf: Kann ein historischer oder historisierender Stadtkern in der Stadtgesellschaft vielleicht zu weniger Reformfreude führen?

Nein, das glaube ich nicht. Und wenn ich mir die Bibliothek oder das Theater anschauere, dann sind das schon starke jeweils zeitgenössische Setzungen. Es ist ja nicht so, dass immer konservativ weitergebaut wurde. Wenn es um Haltung oder Reformfreude geht, sprechen wir über Stadtkultur. Und damit ist sehr viel mehr als Architektur gemeint. Da geht es auch um Fragen wie: Wie ist es um die Verhandlungskultur einer Stadt bestellt? Wer hat das Sagen im Hintergrund der demokratischen Maschine? Wie werden Meinungen gebildet? Das hat unglaublich vielfältige Wurzeln.

Können Sie einige dieser Wurzeln nennen?

Vieles hat mit Landbesitz zu tun. Also, wie ist der Grundbesitz einer Stadt strukturiert? Wer hat den größten Grundbesitz oder auch den entscheidenden? Hinzu kommt die Handels- und Industriegeschichte. Wer ist in welchem Jahrhundert wichtig gewesen? In Münster sind es die Landwirte, die eine ganz große Bedeutung haben. Daher würde ich jetzt nicht den Rückschluss machen, dass ein konservativer oder bewahrender Stadtgrundriss eine Gesellschaft automatisch konservativ macht. Ich denke, das ist ein Pingpong aus Stadtgrundriss, Stadtgestalt, Herkunft und Machtkultur.

Damit man sich das besser vorstellen kann: Gibt es eine Stadt, die Münster optisch ähnlich ist, in der aber dennoch ein anderer Geist weht?

Ich war letztens in Gent. Gent war nicht so zerstört wie Münster, aber beide Städte haben einen konservativen Grundriss. Auf einer relativ vergleichbaren Fläche haben sich aber zwei komplett verschiedene Gesellschaften gebildet. Gent ist politisch links-aufklärerisch geprägt. Ein Beispiel: Bereits seit 2009 gibt es in der kompletten Restaurantszene jeden Donnerstag einen Veggie-Day, um einen Beitrag zum Klimaschutz zu leisten und die CO₂-Emissionen zu verringern. So etwas würde in Münster wahrscheinlich nicht klappen. Obwohl man Gent von der Größe her und von der Struktur her durchaus mit Münster vergleichen kann, schlagen da zwei komplett andere Herzen in diesen Städten. Daher funktioniert in der einen Stadt, was in der anderen wahrscheinlich abgelehnt würde.

Genau das macht Veränderung alles andere als leicht. Für Münster wurde 2016 per Ratsbeschluss der Zukunftsprozess eingeläutet. Zuvor gab es bereits das Warm-up mit den Zukunftsmacherinnen und Zukunftsmachern von Gutes Morgen Münster. Sie waren Teil der Prozessgestaltung von Gutes Morgen. Welche Rolle haben Sie dabei übernommen?

Alle Menschen in Münster waren mit dem Wettbewerb „Zukunftsmacher“ (siehe auch Seite 21) eingeladen worden, sich mit ihren zukunftsgewandten Projekten zu bewerben. Entsprechend bunt waren die Einreichungen. Als Jury wurden Dagmar Schipanski, Kaspar König, Klaus Selle und ich beauftragt, mit unseren Blickwinkeln aus Wissenschaft, Kultur, Stadt- und Raumplanung eine Bewertungsstrategie zu finden. Und da saßen wir dann, vier Leute plus diese starke und auch coole Stadtverwaltung, die alle sehr gut vorbereitet waren. Bernadette Spinnen hat uns dann ganz frech die Einreichungen reingeworfen und gesagt: „Jetzt macht mal was damit!“.

Klingt nach einem anstrengenden Treffen!

Kaspar König und ich haben uns zuerst ein bisschen verbündet nach dem Motto: „Das kann doch nicht sein, ihr müsst doch vorsortieren!“ Klaus Selle konnte uns dann aber einfangen. Und Dagmar Schipanski hat sehr kluge Dinge gesagt. Aber der wirkliche Wendepunkt kam in dem Moment, als wir die Bahnhofsmision vor der Nase hatten und Kaspar König rief: „Das ist super! Das ist ein

1a-Projekt!“ Das kam irgendwie unerwartet, doch ab da wurde es wirklich interessant. Uns wurde klar, dass es nicht um die High-End-Entwicklung geht, wenn wir an die Zukunft denken, sondern um die vielen Institutionen, die unsere Welt zusammenhalten. Und die sich damit eine Menge zutrauen und viel verantworten. Diese Perspektive hat es spannend gemacht. Denn damit ging es an die Grundfesten von Stadt, Zusammenhalt und Zukunft. Das war eine sehr schöne Diskussion, aus der eine Bewertungsstrategie entstand, die Hand und Fuß hatte. Unser Auftrag war ja, Qualität zu finden, die zu den Zielen von „Gutes Morgen“ passt.

Wie hat dieser Wettbewerb die nächsten Schritte von Gutes Morgen beeinflusst?

Bernadette Spinnen wollte Gutes Morgen weiter qualifizieren und mit einem weiteren Wettbewerb, dem „Vielfalt-Wettbewerb“, noch mehr gegen den Strich denken. Er sollte den Bürgerinnen und Bürgern ganz offen sagen: „Wenn ihr nicht nur redet, sondern etwas tut, dann tut ihr was für Münster und ihr gestaltet Zukunft mit.“ Der Gedanke dahinter war, dass eine vielfältige Stadt, in die sich viele Menschen mit ihren vielen Talenten und Kulturen einbringen, auch eine besonders krisensichere Stadt ist (siehe auch Seite 41). In irgendeinem Nebensatz habe ich dann gesagt: „Wenn wir hier einen Vielfaltspreis ausloben, dann brauchen wir eigentlich eine radikal vielfältig besetzte Jury.“ Damit habe ich Bernadette einen Floh ins Ohr gesetzt und die nächste Ambition war geboren.

Nämlich?

Per Zufallsprinzip wurden 250 Adressen aus dem Melderegister gezogen und angeschrieben. Aus den über 60 Rückmeldungen hat Oberbürgermeister Markus Lewe wiederum elf Personen ausgelost. So ist eine bunte Runde entstanden: Das jüngste Jurymitglied war 23 und das älteste 79 Jahre alt. Darunter eine Lehrerin, eine Physiotherapeutin, eine Hausfrau, ein Polizist und viele andere.

Weiß man etwas darüber, wie die Entscheidungen einer Zufallsjury im Gegensatz zu einer Expertenjury in der Stadtgesellschaft angenommen werden? Ist das Vertrauen in die Zufallsjury größer?

Das habe ich nicht nachverfolgt. Aber vielleicht kann man eine Parallele zu den Bürgerräten ziehen, die gerade neuen Schwung bekommen. Die Münchner arbeiten regelmäßig mit Bürgerräten und bei der Untersuchung zur Umgestaltung des Viktualienmarktes habe ich miterlebt, dass die breite Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger der Stadt auf jeden Fall zu mehr Vertrauen in die getroffene Entscheidung führt. Man hat eher nicht das Gefühl, „die da oben entscheiden sowieso über unsere Köpfe“. Aber der Prozess ist wirklich aufwendig.

Woran liegt das?

Eine Zufallsjury braucht erst einmal Zeit, sich zu finden. Wir hatten ursprünglich eine einzige Jury-Sitzung angesetzt. Es wurde aber schnell klar, das klappt so nicht. Wir brauchen erst einmal den Raum, um über Vielfalt zu reden und über die Verantwortung, die so eine Jury hat, wenn sie rund 50.000 Euro vergibt. Letztlich gab es dann drei große Sitzungen, in denen wir die Auswahl ermöglichen haben. Die habe ich moderiert. Ein solcher Prozess muss echt gut moderiert sein, weil die Positionen in der Jury so unterschiedlich sind.

BÜRGERFOREN

In einem Bürgerforum arbeiten Menschen zusammen, die nach dem Zufallsprinzip aus der Bevölkerung gezogen werden. Der Gedanke dahinter: Die meisten freiwilligen Beteiligungsverfahren spiegeln keinen repräsentativen Ausschnitt der Bevölkerung wider und ihre Ergebnisse können daher auch keine allgemeingültige Bürgermeinung darstellen. Das Auswahlverfahren nach dem Zufallsprinzip, wie es auch bei der Auswahl von Stichproben in der Meinungsforschung angewandt wird, stellt dagegen sicher, dass Bürgerinnen und Bürger aus der sogenannten Grundgesamtheit die gleiche statistische Chance erhalten, sich aktiv zu beteiligen.

Was macht eine gute Moderation denn aus?

Ich glaube, dass du als Moderatorin die Kultur setzt und sie auch durchsetzt. Zum einen eine Kultur des Zuhörens und des aktiven Dialogs, zum anderen eine Kultur der klaren Spielregeln. Gerade Letzteres ist etwas, das viele Moderatoren versäumen, dass sie die gesetzte Kultur verteidigen. Denn eine große Herausforderung ist, die Spielregeln für maximale Augenhöhe herzustellen. Und schlussendlich gehören eine große Prise Humor, eine kleine Prise Selbstironie und ein dickes Pfund Spontaneität dazu. Denn eine Moderation, die schon weiß, was am Ende herauskommt, wird unglaubwürdig.

Welches Fazit ziehen Sie aus diesem Prozess?

Eine Profi-Jury ist aufwendig, und eine Zufalls- oder Bürgerjury oder auch ein Bürgerrat ist noch aufwendiger. Man darf nicht vergessen, dass die Leute oft noch gar nicht geübt in dieser Rolle sind. Sie müssen sie sich erst einmal aneignen dürfen und Zeit bekommen, die Kultur, die in so einem Begleit- oder Auswahlgremium herrscht, zu verstehen. Andere dagegen bringen Erfahrung mit, denn es ist ja gerade in Vereinen oder in Kirchengemeinden auch üblich, dass Beste gekürt und Preise vergeben werden. Es ist ja nicht so, als hätten wir Planer die Wettbewerbe erfunden. Aber das muss man eben alles miteinander in Einklang bringen.

Da sind wir dann schon mitten in der Beteiligung. Wir haben festgehalten, Zukunftsprozesse brauchen Beteiligung. Das trifft für das „Big Picture“ als die große Vision für die ganze Stadt zu, aber auch für jeden Stadtteil. Sie haben auch den sogenannten „Hafenratsschlag“ moderiert, bei dem es um die Zukunft des Hafens geht. Was lässt sich aus diesem Prozess für weitere Prozesse lernen?

Es ging zunächst einmal um eine methodische Fragestellung, nämlich: „Wie wählen wir die Leute aus, die mitreden dürfen? Brauchen wir ein Begleitgremium für diesen Prozess?“ Da habe ich dann die These gesetzt: „Je kleiner ihr das Gremium macht, desto misstrauischer wird eure Arbeit beäugt werden. Also lasst uns das Gremium so groß wie möglich machen.“ Am Ende haben

wir 300 Leute eingeladen und 150 sind gekommen. Wir haben sie so platziert wie im britischen Parlament. Das heißt, sie saßen sich auf Stufen gegenüber, so dass sie viele gut sehen und miteinander diskutieren konnten. Das ist eine ganz andere Gesprächskultur, als wenn alle nach vorne reden wie beim Frontalunterricht. Das ergab auch ein sehr schönes Gespräch, das von der Stimmung getragen wurde, „wir entwickeln jetzt hier gemeinsam den Hafen und nicht jemand entwirft den Hafen für uns“. Robin Denstorff hat mich danach gefragt: „Warum ist das gut gelaufen, Frauke?“ Und meine Antwort war: „Weil wir nicht zugemacht haben. Weil wir es zugelassen haben. Weil wir den Leuten zugetraut haben, dass sie sich nicht zerfetzen werden.“ Denn das machen Menschen nicht, wenn man ihnen das zutraut. Um Entwicklung zu ermöglichen, muss man aufmachen und sich selbst durchlässig, das fällt nicht jedem leicht.

Gibt es etwas, das einen Beteiligungsprozess auf jeden Fall scheitern lässt?

Ja. Wenn derjenige, der zum Dialog einlädt, etwas im Schilde führt, was er nicht transparent macht. Und dabei ist es egal, ob er das macht, um etwas zu verheimlichen oder aus falsch verstandener Vorsicht. Beides schadet einem Prozess ungemein, weil die Beteiligten das spüren. Macht man als Gastgeber einer Beteiligung nicht selber auf und wird dadurch nicht zum Teil des Ganzen, ist das ein großer Fehler. Daran scheitern viele Prozesse.

Und was ist außerdem wichtig?

Das richtige Timing. Prozesse, die zu langsam, oder Prozesse, die zu schnell sind, scheitern. Wie beim Radfahren brauchst du die Schwungkraft eines Prozesses. Fehlt das notwendige Tempo, fällt du um, weil die Energie nach vorne fehlt. Bist du dagegen zu schnell, hängst du die Hälfte der Leute ab. Die kommen dann nicht hinterhergestrampelt. Das heißt, man muss sich im Prozess fortwährend die Frage stellen: Habe ich gerade das richtige Tempo? Das ist gar nicht einfach und es braucht ziemlich viel Erfahrung, um dafür ein Gespür zu entwickeln. Das Problem daran ist auch, dass man das sicherlich mit der Gruppe von Leuten reflektieren kann, die das Projekt verantwortet. Aber man kann es nicht theoretisch begründen.

Und was trägt noch zum Gelingen bei?

Neben der Offenheit und dem Timing ist das die sprachliche Augenhöhe. Das heißt nicht, dass alle gleich sind. Denn es gibt unterschiedliche Rollen, unterschiedliche Kräfte und Mächte, die wirken. Daher muss man diese Rollenklarheit und auch Klarheit über Machtverhältnisse erst einmal herstellen. Ich muss wissen, dass hier jemand im Raum mächtiger ist als ich. Aber das kann ich anerkennen, wenn ich verstehe, dass das so ist, weil er oder sie nämlich auch mehr Verantwortung trägt als ich. Wenn das geklärt ist, kann man versuchen, so viel Augenhöhe wie möglich zu erzeugen.

Augenhöhe ist ja ein vielfach strapazierter Begriff. Wie stelle ich sie her, in einem Raum mit sehr, sehr verschiedenen Menschen?

Sprache kann eine große Barriere sein. Es darf nicht das leiseste Vorurteil durch den Raum gehen, dass „der oder die bestimmte Dinge nicht kann“, weil die Sprache vielleicht nicht so geschliffen ist. Denn Menschen haben ein wahnsinniges Gespür dafür, wenn andere Menschen, die wesentlich gebildeter sind als sie, sie herablassend behandeln. Blankes Unverständnis für die Sichtweise anderer kann in der Auseinandersetzung zu zweit ein echter Gesprächskiller sein und im großen gemeinsamen Prozess noch einmal zum Abbruch führen. Ambiguitätstoleranz ist da das wichtige Stichwort. Gemeint ist, dass Widersprüchliches gleichzeitig existieren kann, ohne dass man diesen Widerspruch unbedingt ausräumen muss. Und man trotzdem mit diesem Widerspruch auf einer gemeinsamen Basis handeln kann. Oder sehr persönlich ausgedrückt: „Nicht jeder muss das in meinen Augen richtige Leben leben, um trotzdem Teil meiner Stadtteilgruppe zu sein.“ Ambiguitätstoleranz ist für mich eine der wichtigen Fähigkeiten, die wir alle lernen sollten. Sie lässt sich jedoch nur durch vielfältige Begegnungen erreichen. Man braucht immer wieder Einblicke in anderes Leben und indem man sich rauswagt aus der Komfortzone. Und das ist auch die Stärke dieser Ursuppe von „Gutes Morgen Münster“: dass das Münster Marketing eben nicht versucht hat, alles zu glätten. Obwohl zwischendurch in diesem Prozess ab und zu ein besorgter Anruf kam: „Wird das auch wirklich gut, was wir hier machen?“

NACHGEFRAGT: WO HAT DIE ZUKUNFT SCHON ANGEFANGEN?

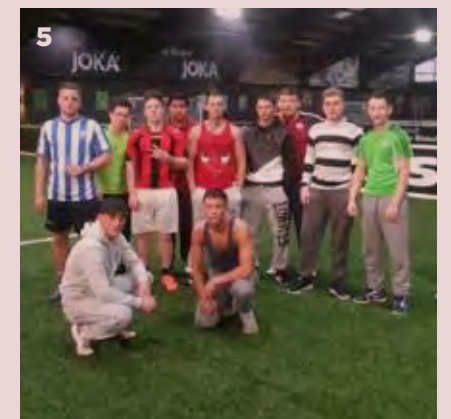
Wie viele Städte in Deutschland hat sich auch die Stadt Münster auf den Weg gemacht, um über ihre Zukunft nachzudenken. Angesichts der großen gesellschaftlichen Umbrüche und Veränderungen hat niemand die Notwendigkeit infrage gestellt, dass man sich gemeinsam auf den Weg machen muss.

Bevor aber ein systematischer Zukunftsprozess angestoßen werden sollte, wurden ohne jede Vorgabe alle Münsteranerinnen und Münsteraner ganz offen gefragt, was sie für die Zukunft der Stadt bereits tun. Egal ob Firma, Verein, Verband, Stadtverwaltung, Einzelperson, loser Zusammenschluss, egal ob privat oder öffentlich finanziert, alle waren eingeladen, sich zu beteiligen.

Denn Münster ist bekannt dafür, dass die Bürgerinnen und Bürger nicht auf die Stadt warten, wenn es um die Gestaltung ihrer Zukunft geht. Da lag es nahe, sie auch zu den Hauptpersonen im gemeinsamen Nachdenken über die Zukunft zu machen.



WETTBEWERB ZUKUNFT STADT / MACHEN



Interdisziplinäre Perspektive:

EINE HOCHKARÄTIGE JURY BRINGT DEN BLICK VON AUSSEN MIT

Zukunft ist nur mit dem Erfahrungswissen aus vielen Disziplinen zu schaffen. Die Jury brachte daher mit Prof. Dr. Klaus Selle, Frauke Burgdorff, Prof. Dr. Dagmar Schipanski und Prof. Dr. h. c. Kasper König die Blickwinkel und Expertise aus Stadt- und Raumplanung, Wissenschaft, Kunst und Kultur mit.



Engagement in Zahlen

311

eingereichte, zukunftsweisende Projekte

27

Auszeichnungen

Die **Qualität & Vielfalt** der Einreichungen war überwältigend.



1

2015

Bürgerinnen und Bürger, Unternehmen und Institutionen aus Münster wurden unter dem Titel »Gutes Morgen Münster« Projekte einzureichen, die Münster heute verändern und morgen besser machen sollen.

2

2016

Wie wird die Zukunft in Münster? Morgen, in einem Jahr, in zehn, zwanzig, dreißig Jahren? Mit diesen Fragen wurde 2016 mit einem Ratsbeschluss der Zukunftsprozess für Münster eingeleitet. Fast 17.000 Münsteranerinnen und Münsteraner beteiligten sich bei der Szenarioanalyse.

3

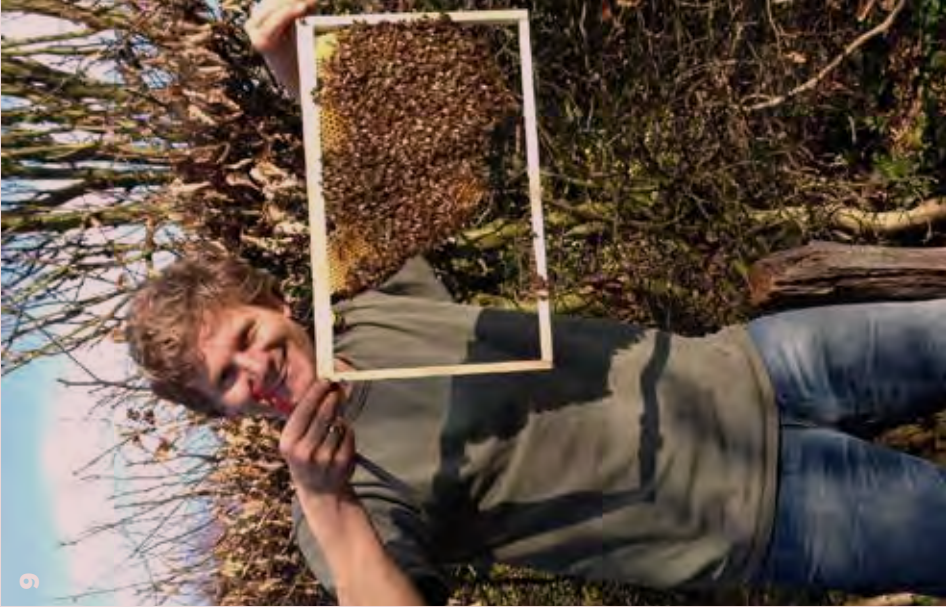
2017

Die Zukunftsmacherinnen und Zukunftsmacher von Gutes Morgen Münster schreiben der Stadt ins Stammbuch: Münster soll vielfältiger werden.

7



9



27 x ausgezeichnet von A bis Z

A

- Anti Rost Münster e.V.

B

- Bahnhoßmission mobil
- Begegnungszentrum Sprickmannstraße e.V.
- Betriebsrallye der Stiftung Bürger für Münster
- Bürgerbad Handorf

C

- Cactus Junges Theater e.V.
- Cinema & Kurbelkiste
- Coerde pur

E

- Exzellenzcluster Religion und Politik, WWU Münster

F

- Farid's QualiFighting
- Flüchtlingshilfe Gievenbeck/Sentrup
- „Förder-Förder-Projekt“, Internationales Centrum für Begabungsforschung, WWU Münster
- Funky e.V.

G

- Gesellschaft für Bioanalytik Münster e.V.
- Grünflächenunterhaltung

H

- „Heimat-Helfer-Borsten-Freizeit“, FH Münster/Westfalenfließ GmbH

I

- Infopunkt-Hiltrup

J

- JIPA – Jugendliche inklusiv politisch aktiv

K

- Kompetenzzentrum Humanitäre Hilfe, FH Münster

L

- Lulu banal

M

- Münsteraner Allianz gegen Krebs MAGs
- Münsterhönig, Stadtmkerei

P

- „Plus 1“ des Jugendausbildungszentrums JAZ gGmbH

Q

- Q.Uni Kinder- und Jugend-Uni Münster, WWU Münster

T

- TeamPlayer, orderbase consulting GmbH

V

- 4tel Fest Mauritz

W

- „Wechselstuben“ der Abfallwirtschaftsbetriebe Münster (AWM)

1 Lulu Banal: mobile Koch-Kunst-Küche **2** Cinema & Kurbelkiste: Kulturkino **3** Wechselstuben: Abfallvermeidung und Ressourcenschutz **4 + 7** Cactus Junges Theater: Junge Kunst für das Cactus Theater **5** Coerde Pur: Verbindungen in unterschiedliche Altersgruppen schaffen **6** Jima-Jugendliche inklusive politisch aktiv: Jungen Menschen mit Behinderung eine Teilhabe an politischen Prozessen bieten **8** Fest Mauritz: Die Kommunikation in der Nachbarschaft fördern. **9** Münsterhönig: Hobbyimkerei **10** Funky e.V.: Nachhaltig in „Tanz und Bewegung“ **11** Bahnhofsmision: Reisebegleitung für Menschen, die nicht alleine reisen können **12** Bürgerbad Handorf: Betreiben eines Bürgerbades & Neubau

DIE BAHNHOFSS- MISSION

Was haben Menschenwürde und Hasenbrote gemeinsam? Beides kann man am Gleis 9/12 am Bahnhof in Münster bekommen. Die Bahnhofsmision ist Dreh- und Angelpunkt im Netzwerk der sozialen Arbeit und damit ein Ort der Zuflucht für Menschen, die am Rande unserer Gesellschaft stehen. Christine Kockmann, die Leiterin der Bahnhofsmision, und vier ihrer Kolleginnen und Kollegen erzählen aus ihrem Alltag und von ihren Begegnungen. Die sind witzig, anstrengend, berührend und vor allem eines: zutiefst menschlich.

Von links nach rechts: Christiane Bodenberger, Christine Kockmann, Aaron Frankenberg, Katarina Zündorf & Jannis Weiland

»Wohnungslose Menschen sind ja oft der letzte Dreck der Gesellschaft. Was immer wieder vergessen wird: Es braucht nicht viel, um da zu landen. Im Prinzip kann es jeden von uns treffen.«

Christine Kockmann

Verweilen und Ausruhen in der
Bahnhofsmission und zu einem
Gespräch ein!

Es gibt 2 Getränke
(Kaffee, Wasser)

Einladend sieht es hier aus. Alles schön hell und transparent durch die Glaswände. Auf den Tischen frische Blümchen. In Augenhöhe klebt Milchglasfolie. Geht ja auch niemanden etwas an, wer da gerade einen Kaffee trinkt. Gleich hinter dem Eingang werde ich freundlich in Empfang genommen. Christine Kockmann trinkt gerade einen Kaffee, klopft auf den Platz neben sich. Auch einen Kaffee? Gern.

Was weiß eine Bahnhofsmission über Vielfalt?

Christine Kockmann: Alles. Ich glaube, es ist schwer, irgendwo in Münster mehr Vielfalt als hier zu finden. Eine Bahnhofsmission ist gelebte Vielfalt. Das gilt für die Menschen, die zu uns kommen, das trifft für unsere Aufgabenbereiche zu und auch für uns selbst als Team.

Im Durchschnitt werden Sie täglich von 100 bis 120 Menschen aufgesucht. Wie groß ist denn das Team, das den Betrieb am Laufen hält?

C.K.: Aktuell sind es rund 70 Leute, die sich hier ehrenamtlich engagieren. Und ja, ich weiß, das hört sich toll an, aber diese große Zahl macht es nicht unbedingt einfach. Früher waren wir gerade mal zwanzig, davon hatten aber alle jeweils zwei Mal pro Woche Dienst. Der Dienstplan war übersichtlich, wir waren immer gut besetzt und jeder wusste genau, was zu tun ist.

Was ist heute anders?

C.K.: Mit unseren Lebensumständen hat sich auch das Ehrenamt verändert. Die meisten haben nur noch ein, zwei Mal im Monat Zeit. Hausfrauen haben wir zum Beispiel gar nicht

mehr. Die sind ausgestorben. Viele von uns sind jetzt im Studium. Übrigens aus allen Fachbereichen: BWL, VWL, Jura, Lehramt, Landschaftsökologie, Soziale Arbeit oder Sinologie. Daneben gibt es Schülerinnen und Schüler, Vollberufstätige, Leute, die schon im Ruhestand sind. Der Jüngste ist 18, die Älteste 80, und alle kommen wiederum aus ganz unterschiedlichen Lebenswelten. Eine bunte Truppe also. Die Kehrseite ist, dass man natürlich an vielen Stellen nicht im aktuellen Geschehen stecken kann, wenn man nur selten da ist. Das macht die Zusammenarbeit schwieriger, aber bereichert sie auch gleichzeitig.

Christiane Bodenberger: Ich bin hier schon seit 2007 dabei und mir macht es auch gerade deshalb großen Spaß, weil hier so viele nette Menschen arbeiten. Ich habe Freunde gefunden. Junge, alte. Es ist einfach ein total nettes Miteinander.

Katarina Zündorf: Stimmt. Ich studiere an der FH in Münster und mache hier mein Praktikum. Ich staune immer wieder, wie unterschiedlich hier alle sind – auch, was die Altersspanne betrifft. Ich hätte nie gedacht, dass ich mal mit 70- oder 80-Jährigen zusammenarbeiten würde. Eigentlich ist das ja das Rentenalter und deshalb hat man sonst wenig Kontakt. Aber für mich ist es super spannend, etwas von deren Lebensweisheiten mitzubekommen.

Aaron Frankenberg: Ich habe hier sogar meine Freundin kennengelernt. Und was mir auch gefällt: All die kleinen Luxusprobleme, die man normalerweise so hat, werden unwichtig, wenn man hier so manches Schicksal kennenlernt. Dann schämt man sich geradezu für das, was

ORT DER ZUFLUCHT

einem eben noch als Problem erschien. Ich bin jetzt seit mehr als neun Jahren hier. Mich überzeugt einfach, dass die Hilfe, die wir hier geben, direkt dort ankommt, wo sie dringend benötigt wird.

C.K.: Da fällt mir sofort die junge Frau von neu-lich ein. Sie besaß einfach gar nichts mehr und hat gefragt: „Habt ihr vielleicht Shampoo für mich? Oder ne Zahnbürste?“ Wir bekommen viele Sachspenden und sie hat die Zahnbürste bekommen, Shampoo, Handcreme, Bodylotion und auch noch eine Hose. Sie saß plötzlich ganz still da und meinte: „Das ist wie Weih-nachten. Ich bin schon lange nicht mehr so beschenkt worden.“ Da wird man selbst ganz still. Wenn ich eine Bodylotion brauche, kaufe ich sie mir einfach. Über Zahnbürsten brauchen wir überhaupt nicht zu reden. Aber da sitzt dann jemand vor einem, der sein Glück über diese Dinge überhaupt nicht fassen kann. Das ist sehr berührend.

Wie kann man sich denn hier einbringen, wenn man mithelfen möchte?

C.K.: Typisch ist: Man macht hier ein Praktikum und bleibt dann hängen. Das trifft übrigens auf mich auch zu. Entweder ruft man hier an oder man schreibt eine E-Mail. Dann wird immer erstmal ein Termin vereinbart. Ein Erst-gesprächstermin, wo die Leute sich vorstellen kommen und wo ich die Arbeit der Bahn-hofsmission vorstelle. Nicht nur mit all den guten Seiten, die das hat, denn es gibt natürlich auch den Themenblock „Ekel, Hygiene und Aggres-sion“. Das sind die nicht so schönen Seiten an der Bahn-hofsmissionsarbeit und davon können wir viel erzählen.

A.F.: Ich denke da an die Schlägerei auf dem Bahnsteig. Eigentlich sollte man das tunlichst vermeiden, aber da sind wir dann zu mehreren dazwischengegangen. Ich hatte das Gefühl, wenn ich jetzt nichts tue, dann ist hier gleich Feierabend. Diese kritischen Situationen mit Leuten, die überhaupt nicht mehr wissen, wohin mit sich, gibt es auch und als Team fordern sie uns echt heraus.

Jannis Weiland: Ich bin hier gelandet, weil ich nach der Schule ein Freiwilliges Soziales Jahr oder Bundesfreiwilligendienst machen wollte. Über die Website der Caritas habe ich auf einer Karte die Stellen entdeckt, die es hier in Münster gibt. Das blaue Logo hat mich dann an eines meiner Wimmelkinderbücher erinnert. In dem wuselten auch Leute von der Bahn-hofsmission mit blauen Westen herum. Im Netz habe ich daher mal auf den Bahnhof reinge-scrollt, anschließend angerufen, und ich wurde zum Gespräch eingeladen. Die Probeschicht hat mich nicht abgeschreckt. Im Gegenteil. Kurz drauf habe ich montags um 8 Uhr mor-gens angefangen. Schon um 8.01 Uhr hatte ich bereits die ersten beiden Tassen Kaffee ausgeschenkt.

Ist das typisch, man fängt an und schon kann man loslegen?

C.K.: Es gibt eine Einarbeitungszeit mit fünf Diensten und einer Mappe, in der steht, wel-che bestimmten Dinge abgearbeitet werden müssen, damit man Bescheid weiß. So rutscht man ins Team. Daneben gelten natürlich die üblichen Sachen wie „erweitertes polizeiliches Führungszeugnis“, „Belehrung am Gesund-heitsamt“, diese ganzen Geschichten.

J.W.: Und weil das so gut organisiert ist, muss man hier überhaupt nicht warten, bis man etwas tun kann. Das gefällt mir. Mir war nach der Schule wichtig, die Seiten zu wechseln und aus dem Kopf raus in echtes Handeln zu kommen, um zur Abwechslung mal echte Verantwortung zu übernehmen und anderen Menschen zu helfen. Außerdem möchte ich rausfinden, was für mich danach kommen soll. Und ich finde, dass dieser Ort mit den blauen Westen ein guter ist, um einen anderen Blick auf die Dinge zu kriegen.

C.B.: Ich bin hier auf jeden Fall durch Lear-ning by doing reingewachsen. 2007 stand in der Zeitung, dass in der Bahn-hofsmission eine Putzhilfe gesucht wird. Ich wohne ganz in der Nähe, also habe ich mich beworben und konnte anfangen. Eine ganze Weile lang habe ich ausschließlich geputzt. Aber dann hieß es, „eigentlich könntest du doch hier noch andere Sachen machen“.

C.K.: Und heute vertrittst du mich, wenn ich nicht da bin. Ich sage immer: Man muss vor allem ein Menschenfreund sein und ein weites Herz haben, um hier zu arbeiten. Ich habe den Eindruck, viele wachsen hier einfach ganz wahnsinnig an den Aufgaben. Hier kommen Ehrenamtliche ins Team, die sind anfangs so klein mit Hut, weil sie zuvor in ihrem Leben nicht wirklich schöne und aufbauende Dinge erlebt haben. Hier merken sie, dass es total okay ist, wie sie sind. Dass sie liebenswert sind und was können. Das macht es für viele so wohltuend, hierherzukommen. Manchmal sind so viele da, dass ich frage: „Wer hat denn eigentlich Schicht?“ Und es stellt sich immer raus, einige waren gerade nur in der Nähe

und wollten mal eben Hallo sagen. Das sagt viel über unser Team aus.

Ich denke, das macht man wirklich nur dann, wenn einem der Ort ein gutes Gefühl gibt.

C.K.: Früher dachte ich: „Na ja, unser Mix aus Praktikanten und Ehrenamt ist nicht wirklich professionell“, und hab unser Licht unter den Scheffel gestellt. Doch irgendwann wurde mir klar: „Nee, das ist überhaupt nicht so.“ Ich merke bei ganz vielen Praktikanten und auch bei den Ehrenamtlichen, dass sich ihr Men-schenbild verändert hat und sie an ihrer Hal-tung arbeiten. Und dass sie auch lernen, als Team zu arbeiten. Hier muss jeder mit jeglicher Coleur von Menschen klarkommen. Und ob man es glaubt oder nicht, es kann zur persönli-chen Zen-Aufgabe werden, auszuhalten, wenn jemand die Butterbrote anders schmiert oder den Kaffee anders kocht als man selbst.

Klingt, als ob eigentlich jeder mal ein Praktikum in der Bahn-hofsmission gemacht haben sollte.

C.K.: Diese Arbeit verändert definitiv. Sie macht uns menschlicher. Menschen, die in der Wohnungslosigkeit sind, werden ja oft als der letzte Dreck der Gesellschaft betrachtet, der eigentlich nicht einmal mehr am Rand der Gesellschaft steht. Aber es steckt immer eine Geschichte dahinter, denn niemand rutscht freiwillig ab. Das erzähle ich auch, wenn ich zu einem Vortrag eingeladen werde. Dann sind alle immer bass erstaunt. Darüber, wie unser Alltag aussieht und was wir erleben. Und auch darüber, wie wir mit unseren Gästen um-gehen. Dieses Erstaunen ist für mich jedes Mal der Punkt, an dem ich denke: „Ja, wie denn

sonst? Es gibt doch gar keine Alternative!“ Das sind doch Menschen wie du und ich. Warum sollte ich sie zum Beispiel duzen? Warum sollte ich sie nicht angucken? Oder nicht mit ihnen sprechen, wenn sie mich ansprechen. So etwas kann ich ganz schwer nachvollziehen.

Sie sprechen von Gästen ...

C.K.: Darauf legen wir großen Wert. Wenn ich jemanden als Gast einlade, macht das etwas mit meiner Haltung. Wir versuchen so viel wie möglich auf Augenhöhe zu sein, niemanden zu erziehen und so wenig Druck wie möglich auszuüben. Das heißt aber nicht, dass wir keine Regeln haben. Wenn nötig, werfen wir auch Leute raus und erteilen Hausverbote. Aber erst einmal ist jeder willkommen. Und dadurch, dass wir niedrigschwellig und anonym arbeiten, fällt es auch niemandem schwer, das zu tun. Es kommen viele Menschen zu uns, die aus anderen Einrichtungen rausgefliegen sind, weil sie sich dort nicht an die viel höher gesetzten Strukturen halten können. Hier funktioniert es irgendwie. Ich sage oft, dass der Slogan der Bahnhofsmision eigentlich lautet: „Nächste Hilfe Bahnhofsmision“. Aber manchmal ist es „Letzte Hilfe Bahnhofsmision“.

Das heißt, wenn ich überhaupt nicht mehr weiß wohin, ist die Bahnhofsmision meine Rettung?

C.K.: Genau, zu uns kann man immer kommen. Allerdings ist die Bahnhofsmision keine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, das ist wichtig. Wir sind so etwas wie die Kirche am Bahnhof, denn als ökumenische Einrichtung stehen wir zu gleichen Teilen unter der Träger-

schaft von Caritas und Diakonie. Und es ist tatsächlich so, dass wir mit vielen wohnungslosen Menschen zu tun haben. Das ist nicht bei allen Bahnhofsmisionen so. Doch in Münster sind die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe alle dicht am Bahnhof.

Sind alle Bahnhofsmisionen gleich aufgestellt?

C.K.: Nein. Bahnhofsmisionen reagieren immer auf das, was gebraucht wird. Würde es zum Beispiel direkt in der Nachbarschaft eine Suppenküche geben, müsste niemand herkommen, um satt zu werden. Die gibt es aber nicht. Also bekommt man bei uns etwas. Man muss nichts zahlen. Es ist jedoch möglich, dass es auch mal Hasenbrote von gestern gibt. Oder nur Marmelade als Aufstrich. Und so ist es dann eben. Doch zum Sattwerden findet man hier immer was.

Wenn Sie hier ein Plakat aufhängen könnten, mit einer Botschaft an die Menschen in Münster, was würde darauf stehen?

C.K.: „Grenzt Menschen nicht aus, die am Rand stehen. Es kann jeden sofort und aus dem Nichts treffen.“ Denn an diesen Abgrund führen nicht einmal nur Schicksalsschläge. Der eine hat eine genetische Veranlagung, die andere ist psychisch erkrankt und nicht mehr arbeitsfähig. Das geht rubbeldikatz. Man weiß heute, dass ein großer Teil der Bevölkerung zumindest einmal im Leben eine echte Depression hat. Von da aus braucht es nicht so wahnsinnig viel, um abzurutschen. Das muss man sich immer wieder klarmachen.



GLEIS 9/12



Schwierigkeiten beim Ein-, Aus- oder Umsteigen? Es fehlt ein Schlafplatz, ein Pflaster oder ein guter Rat? Am Gleis 9/12 des Hauptbahnhofs finden Reisende und Menschen in schwierigen Lebenslagen Rat und Tat, immer eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot. Sofort und so, wie es gerade gebraucht wird: unbürokratisch, unkonventionell, kostenlos.
caritas-ms.de/hilfe-beratung/bahnhofsmision





Inspirieren sich Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur gegenseitig, können sie eine positive Spirale in Gang setzen: Wirtschaftlicher Erfolg erzeugt mehr Arbeitsplätze und Wohlstand, was zu einer erhöhten Nachfrage nach Kultur- und Bildungseinrichtungen führt. Eine lebendige Kultur- und Bildungslandschaft zieht Talente an und fördert Innovationen, was die Wirtschaft stärkt.

Warum ist das wichtig? Zahlreiche tradierte Geschäftsmodelle funktionieren heute nicht mehr. Das gilt nicht zuletzt für die Bereiche der Innenstadt. Um zu erhalten, was wir an der Lebendigkeit urbaner, europäischer Städte schätzen, werden neue Ideen für neue Geschäftsfelder gebraucht.

Vielfalt heißt, möglichst vielen Menschen den Zugang zu digitalen Innovationen zu ermöglichen. Matthias Günnewig hat an der Fachhochschule Münster studiert und als Betriebswirt von kleinen mittelständischen Unternehmen über Großindustrie bis hin zur öffentlichen Bundesverwaltung und Krankenhäusern vieles kennengelernt. Die Vielfalt an Prozessen, Strukturen und Themen, mit denen sich die Branchen beschäftigen, hat den gebürtigen Münsteraner dazu geführt, sich zu fragen: „Was kann ich eigentlich von dem, was ich dort gelernt habe oder selbst anbieten konnte, auch für meine Heimatstadt Münster einsetzen?“ Das Ergebnis: Günnewig leitet heute als Geschäftsleiter ein Dienstleistungsunternehmen für Start-ups: die Technologieförderung Münster GmbH (TFM), eine Tochtergesellschaft der Wirtschaftsförderung Münster GmbH, die wiederum Teil des Stadt-Konzerns ist.



Die digitale Welt ist reich und vielfältig. Oft wird sie aber auch als erschreckend anonym bezeichnet. Wie sehen Sie das, Herr Günnewig?

Aus Sicht der Stadt fände ich es interessant, wenn wir digital kommunizieren könnten, ohne genau zu wissen, wer auf der anderen Seite des Kommunikationskanals steht. Das ist besonders interessant für Beteiligungsprojekte. Denn die Anonymität bedeutet, dass wir ausschließlich die Sachinformation nehmen und diese dabei nicht bewerten im Sinne von „Von wem kommt diese Idee?“, „Welche Rolle hat er oder sie in der Stadt?“, „Ist die Person männlich oder weiblich, jung oder alt?“ oder „Ist sie bereits im Berufsleben oder studiert sie noch?“. Wenn das alles keine Rolle spielt, bekommt der Inhalt mehr Wert. Denn in der persönlichen Begegnung würde man die Information immer in ein Verhältnis zur Person stellen. Etwa nach dem Motto: „Ist das jetzt wichtiger, weil es direkt vom Oberbürgermeister kommt? Von einer renommierten Unternehmerin oder von einem Professor der Hochschulen?“ Digitale Kommunikation kann helfen, nicht über die Personen zu filtern, sondern sich auf die Sache zu konzentrieren: Was dient der Entwicklung? Und was nicht?

Vielfalt heißt im besten Fall, dass sich alle beteiligen können. Denken Sie, dass digitale Kanäle dabei helfen?

Nicht unbedingt, und so habe ich es auch nicht gemeint. Ich finde es nur äußerst wichtig, dass die Zukunft einer Stadt nicht auf dem Meinungsbild von wenigen Menschen aufbaut, die aufgrund ihrer Position, Rolle oder Funktion etwas zu sagen haben. Über die digitale Kommunikation besitzen wir jetzt Werkzeuge, die uns helfen, diese Punkte in der Bewertung der Ideen außen vor zu lassen. Wenn man die Ergebnisse betrachtet, bewertet man also nicht sofort, ob die einzelne Meinung richtig, wichtig oder vielleicht sogar zukunftsweisend ist, sondern man nimmt erst einmal nur die Sachinformation und schaut, ob sie zu den Meinungen anderer Menschen passt, die dazu auch etwas gesagt haben.

Also eine Art Big-Data-Entscheidung: Wo sich etwas bündelt, sieht man, dass es sich um ein wichtiges Thema handelt, mit dem man sich beschäftigen muss?

Ja. Alles andere wäre mir zu wenig für die Vielfalt in einer Stadt.

2017 und 2018 konnten die Bürgerinnen und Bürger an verschiedenen Stadtteilsparcours teilnehmen, um den Blick auf ihr Quartier deutlich zu machen. Das war sehr persönlich und ganz analog und Sie waren auch dabei. Wie beurteilen Sie dieses Instrument der Beteiligung?

Das Interessante an den Zukunftssparcours ist aus meiner Sicht, dass sie die Menschen außerhalb von den rechtlichen Mitwirkungs- oder Beteiligungsprozessen in ein Planungsverfahren miteinbeziehen. Auf dem Spaziergang durch den Wissenschaftspark habe ich das live miterlebt. Der Input, den man durch diese schwellenlose Beteiligung bekommt, ist wirklich bemerkenswert, da sich hier die Menschen begegnen, die ihr Umfeld aktiv mitgestalten wollen. Ich finde das extrem wertvoll. Wichtig daran ist nur, danach den nächsten Schritt zu machen und von den Diskussionen zu Entscheidungen und dann auch ins Handeln zu kommen, weil ein Bürger die Performance einer Stadtentwicklung genau daran festmachen wird. Das bedeutet, dass der Zeitraum zwischen dem Denken und dem Machen recht eng sein muss.

Damit legen Sie den Finger in die Wunde. Mit den Schlüsselpersonengesprächen – einem Baustein des ISEK – hat sich Münster auf die Couch gelegt und in zahlreichen Interviews und Gruppengesprächen nach Antworten gesucht. Zum Beispiel auf die Frage: Wo besteht Handlungsbedarf? Dabei wurde festgehalten, dass in Münster durchaus viele Pläne gemacht und Programme bzw. Ziele beschlossen würden, aber zu wenig umgesetzt werde. „Zwischen den Leitzielen und den Realitäten ist noch viel Luft nach oben“, hieß es.

Ich kenne das Problem. Viele Städte und Regionen entwickeln tolle Konzepte und dann kommen andere Meinungsmacher und ehe man sich versieht, gerät alles ins Stocken.

Muss das zwangsläufig so sein?

Ja, immer dann, wenn wir den Anspruch haben, eine neue Idee oder auch Technologie grundsätz-

lich flächendeckend und nur mit einem breiten Bürgerkonsens auszurollen. Es wird immer Menschen geben, die damit nichts anfangen können, die aus dem einen oder anderen Grund dagegen sind oder einfach nur keinen persönlichen Nutzen darin sehen. Das passiert weniger, wenn wir den Prozess der Umsetzung verändern und kleinere Experimentierumgebungen abstecken, in denen neue Konzepte im kleinen Maßstab ausprobiert werden. Deshalb kämpfe ich immer wieder für Experimentierräume. Ich brenne dafür, weil ich überzeugt bin, dass wir Möglichkeiten benötigen, in denen Bürger etwas ausprobieren können.

Unter dem Stichwort „Reallabor“ wird ein solcher Ansatz in Münster auf der Correnstraße getestet. Welche Erfahrungen haben Sie mit diesem Vorgehen bereits in der Wirtschaft gesammelt?

Unternehmen geben wir oft folgenden Rat, um innovativer zu werden: „Isoliert eine kleine Gruppe aus dem Unternehmen, lasst sie das neue Produkt entwickeln, und wenn es erfolgreich ist, integriert ihr sie wieder samt Produkt in die gesamte Organisation.“ Auf diese Weise holt man sich über den Erfolg die Akzeptanz. Denn umgekehrt gilt auch hier: Will man von vornherein einen breiten Konsens für eine ganz bestimmte Entwicklungsrichtung in einem Unternehmen mit vielleicht 500 Leuten erzielen, wird erst in mehreren Jahren etwas passieren. Deshalb braucht man die Schnellboote, also Überholprozesse, die sehr zügig ein definiertes Ergebnis schaffen können. Und wenn das Ergebnis gut ist, kommen Leidenschaft und Begeisterung und damit auch die Zustimmung. Das gilt für Start-ups, für Abteilungen in Unternehmen, für Verwaltungen, für ganze Stadtteile – das gilt für alle Organisationsformen.

Für welche Themen eignen sich solche Real-Labore ganz praktisch?

Für alle neuen Themen, das der Mobilität etwa. Oder auch neue Formen des Zusammenlebens und -arbeitens. Doch egal, womit man Erfahrungen sammeln will, man braucht immer auch den Mut zu scheitern. Denn nicht jedes Experiment ist erfolgreich. Einen Erfolg kann man jedoch nutzen, um einen größeren Entwicklungsprozess anzustoßen. Dieser Weg, vom reinen konzeptionellen Arbeiten

hin zum Machen, ist eine Philosophie, die wir als Technologieförderung in Münster immer wieder in die verschiedenen Gremien einbringen.

Finden Sie offene Ohren dafür?

Ja! Ein perfektes Beispiel dafür ist ISEK, der Stadtentwicklungsprozess. Das Projekt zeigt, dass diese Haltung auch in Politik und Verwaltung angekommen ist. Man hat eben nicht ein „Konzept 2030“ fertig aus der Schublade gezogen oder am runden Tisch mit wenigen Beteiligten entwickelt und gesagt „Bitte schön, wir haben etwas vorbereitet und jetzt schaut mal, was ihr damit anfangen könnt.“ Stattdessen wurde ein heterogenes, vielfältiges und beteiligungsorientiertes Verfahren aufgebaut und in einzelnen Bereichen experimentell in die Umsetzung gebracht. Das alles mit dem Ziel, daraus zu lernen und im Erfolgsfall anschließend andere Stadtteile oder Areale einzubinden. Das ist vorbildlich.

Welche Unternehmen haben es schon auf die beschriebene Weise geschafft, groß zu werden?

In der Vergangenheit gab es einige Ausgründungen aus den Hochschulen, die zu stabilen mittelständischen Unternehmen geworden sind. Dabei muss man zwischen zwei Richtungen der Ausgründungsaktivitäten unterscheiden. Die einen werden aus einem Start-up selbst zum Mittelständler, mit vielleicht 80 bis 100 Mitarbeitern. Da ist das Unternehmen „IONTOF“ ein sehr schönes Beispiel, das in seinem Bereich zum Weltmarktführer geworden ist. Das heißt, hier hat sich eine wirtschaftliche Stabilität entwickelt, von der der Standort Münster nachhaltig profitiert. Dieser Fall findet allerdings immer seltener statt. Typischer ist, dass der Gründer sein Unternehmen oder sein Produkt nach drei bis fünf Jahren verkauft. Dann wird es Teil einer größeren Entwicklung, die nicht immer in Münster stattfinden muss. Mit dem Start-up „Flaschenpost“ ist in Münster beides gelungen, als es von Dr. Oetker in 2021 erworben wurde. Nicht nur der Gründer, auch die Idee, die Technologie kommen von hier und bleiben in Münster fest verankert.

Wie sieht es denn in der Start-up-Szene aus? Gibt es auch Frauen, die gründen?

„Odernichtoderdoch“ ist eine sehr schöne Geschichte. Es fing damit an, dass eine junge Frau

einen Blog geschrieben und eine Community für vorwiegend junge Mädchen aufgebaut hat. Dabei hat sie darüber nachgedacht, eigene Produkte zu entwickeln. Aus dieser Idee ist ein großes Unternehmen geworden – in Spitzenzeiten mit 200 Mitarbeitenden. Die Vermarktung der Lifestyle-Produkte läuft komplett über Social-Media-Kanäle. Das gesamte Geschäftsmodell basiert auf der Tatsache, dass durch die digitalen Medien Menschen auf der ganzen Welt erreicht werden können. Deswegen ist es ein digitales Geschäftsmodell, obwohl Produkte erstellt werden. Diese Geschichte ist für Münster übrigens sehr typisch, weil sie etwas zeigt, das Münster tatsächlich auszeichnet. Wir sind nicht der große Dax-Konzern-Standort. Man findet hier keinen einzigen Konzern, der Dax-notiert ist. Aber wir können Mittelstand und machen smarte Konzepte erfolgreich.

Falls nun jemand Lust aufs Gründen bekommen hat, wie legt man los?

Sofern Sie noch im Studium sind, ist die eigene Hochschule die erste Adresse. In Münster haben sowohl die Fachhochschule als auch die westfälische Wilhelms-Universität eigene Transferorganisationen. Das heißt, sie sind Ansprechpartner für Fragen wie: „Wie werde ich Unternehmer, wenn ich zwar eine gute Idee habe, aber nicht weiß, wie es geht?“, oder: „Wie finde ich das richtige Team?“, und: „Woher bekomme ich das Startkapital?“. Darauf bekommt man an seiner Hochschule hundertprozentig gute Antworten. Um einen guten Beratungsservice zu garantieren, bedienen sich die Hochschulen einer Netzwerkstruktur und kooperieren untereinander im REACH– auch in Zusammenarbeit mit dem Digital Hub münsterLAND, dem FabLab Münster und uns als Technologieförderung Münster.

Ab wann würde ich dann bei Ihnen an der Technologieförderung direkt andocken?

Wir haben eine Gründerschmiede, eine Gründergarage und ein Gründerbüro – und alle drei haben unterschiedliche Zielgruppen. Die Gründerschmiede ist für diejenigen, die bislang nur eine vage Idee haben, also noch ein bisschen im Einzelkämpfer-Modus sind und an ihrer Idee feilen wollen. Sie erhalten bei uns einen freien Arbeitsplatz und etwas Support mit Aufgabendefinitionen

in Meilensteinen, fachlichem Input und Mentoring, indem regelmäßig nachgehakt wird nach dem Motto: „Wir hatten vereinbart, dass du in der letzten Woche drei Kunden anrufst. Hast du das gemacht?“

GRÜNDEN IN MÜNSTER

In Münster steht den mehr als 50.000 Studierenden ein breit gefächertes Beratungsangebot zur Verfügung. Die erste Anlaufstelle für Studierende an den FH-Standorten Münster und Steinfurt ist der FH-Gründungsservice. In der Gründergarage am Technologiehof setzen sich die Teams mit wissens- bzw. technologiebasierten Geschäftsideen auseinander und prüfen das Vorhaben auf seine Marktfähigkeit. Neben der Gründergarage stellt das Exzellenz Start-up Center.NRW an der Westfälischen Wilhelms-Universität eine weitere Anlaufstelle für Gründer der Universität und der FH dar. Start-ups mit digitalen und skalierbaren Geschäftsmodellen finden im Digital Hub münsterLAND im Hafen Unterstützung und Kontakte zu mittelständischen Unternehmen im Münsterland.

Wenn ich meine Hausaufgaben erfolgreich erledigt habe, geht's weiter in die Gründergarage?

Genau. In der Gründergarage arbeiten Teams, die sich bereits gefunden haben, zusammen in einem Großraumbüro. Die einzelnen Team-Mitglieder studieren zwar noch, brauchen aber ein gemeinsames Umfeld, in dem sie mal an einem Tisch sitzen können, um an ihren Ideen zu feilen. Mit diesen Teams arbeiten wir vier Monate lang. Danach weiß man, ob Idee und Team eine Zukunft haben. Das Ziel am Ende der Garagenzeit ist, einen klaren Business-Plan zu haben, vielleicht sogar einen MVP. Das steht für „minimal viable product“ und beschreibt einen Prototyp, an dem man zeigen kann: „So stellen wir uns das vor!“ Wer das hinbekommt, hat die Voraussetzungen geschaffen, am

Ende der Gründergaragen-Phase vielleicht Fördermittel für ein Existenzgründer-Stipendium anzuwerben.

Trotzdem ist der richtige Kunde vom guten Produkt oft noch meilenweit entfernt.

Stimmt, das ist ein typisches Problem: Man hat das fertige Team mit einer gut ausgearbeiteten Produktidee, einer guten Finanzierung, aber fatalerweise noch keinen ersten Kunden. Deshalb gibt es in Münster noch den Digital Hub münsterLAND am Hafen. Das ist eigentlich eine Art „Accelerator-Maschine“, in der man einen guten Start in die Wirtschaft bekommen kann. „Accelerator“ heißt übersetzt „Beschleuniger“, und darum geht es auch: Junge und neu gegründete Start-ups werden optimal betreut, um ihre Chancen auf dem Markt zu erhöhen.

Der Digital Hub ist ein Verein: der münsterLAND.digital e.V. Was sprach in diesem Zusammenhang für eine Vereinsgründung?

Klingt nicht so hip, oder? Aber es ist die einfachste und schwellenloseste Form der Beteiligung. Wenn Sie eine GmbH gründen, muss man immer Gesellschafter werden, um sich zu beteiligen. Einem Verein kann man jedoch ganz einfach beitreten, das gilt auch für Unternehmen. Die „kleine“ Mitgliedschaft kostet um die 1.000 bis 1.500 Euro im Jahr. Damit kann das Unternehmen im Verein mitwirken, die Initiativen und Start-ups unterstützen oder auch eigene Themen. Und wer irgendwann glaubt, „Mensch, ich habe mir was anderes vorgestellt“, tritt wieder aus. Das kommt aber selten vor.

Woher kommen die Vereinsmitglieder?

Vielfach aus der mittelständischen Wirtschaft. Im Digital Hub ist die Chance für Start-ups daher hoch, dass sie Kontakte zur Mitgliedschaft aufbauen können. Viele finden hier für den Prozess, den sie entwickelt haben, den ersten Kunden oder erhalten in einem Unternehmen ein Experimentierumfeld. Umgekehrt ist die mittelständische Industrie in Münster und im Raum Münsterland genauso dankbar, weil sie auf Input von außen angewiesen sind. Daher ist der Hub für beide Seiten gleichermaßen wichtig.

Das hört sich nach einem smarten Erfolgsmodell an!

Wir haben bislang vier Vereine gegründet, die sehr erfolgreich sind. „münsterLAND digital“ ist der jüngste davon. Der älteste, „Bioanalytik Münster“, existiert bereits seit zwanzig Jahren. Er wirkt bis in die europäischen Gremien hinein und hat dadurch sogar Einfluss auf die europäische Förderpolitik. Beim Verein „Netzwerk Oberfläche NRW“ geht es um Spezialunternehmen, die Oberflächen entwickeln. Der dritte Verein, „Gesundheitswirtschaft Münsterland“, war zunächst ein Förderprojekt, aus dem sich ein Innovationsmotor für die Gesundheitswirtschaft entwickelt hat.

Auffällig ist, dass Sie sich innerhalb der Technologieförderung auf die Bereiche Chemie, Biologie, Physik, Pharmazie konzentrieren. Warum sind Sie nicht breiter aufgestellt?

Ich finde wichtig, dass wir überdurchschnittliche Leistungen anbieten, die nicht jeder anbieten kann. Wir müssen uns mutig auf Themen konzentrieren, in denen wir besonders gut sind. Das ist zwar ein bisschen gegenläufig zur Vielfalt, aber es führt dazu, dass die Sichtbarkeit Münsters auch im überregionalen oder nationalen Kontext wächst.

FABLAB

Das FabLab Münster ist eine High-tech-Werkstatt, in der jeder offenen Zugang zu digitalen Werkzeugen erhält, um mit ihnen fast alles selbst herstellen zu können. In Workshops werden Kompetenzen in neue Technologien vermittelt, wie CO₂-Lasercutter, Vinylcutter, CAD-Zeichnen oder CNC-Fräsen. Die Maschinen können und sollen zur Realisierung eigener Projekte und Ideen genutzt werden.



Alle Termine und Infos unter fablab-ms.de

VIelfALT ALS »SUPERSKILL« FÜR DIE ZUKUNFT: WO WIRKT SIE BEREITS?

Mit dem Wettbewerb „Münster: Vielfalt machen!“ wurden Menschen, Projekte und Initiativen gesucht, die Vielfalt bereits in die Praxis umsetzen, die Neues ausprobieren auf dem Weg zu mehr und intensiv gelebter Vielfalt in der Stadt. Gesucht wurden Projektideen aus dem Kultur- und Sozialbereich, ökologische Initiativen und Projekte, Aufführungen und Feste, aber auch Veränderungsprozesse in Unternehmen und Bildung.

Neben den eingereichten Vielfalt-Projekten stand in diesem zweiten Wettbewerb die Jury im Zentrum der Aufmerksamkeit: Die Jurymitglieder wurden per Zufallsauswahl aus dem Melderegister der Stadt ausgewählt. Das Ziel dahinter: Mit Hilfe einer vielfältigen Jury sollten vielfältige Perspektiven in die Auswahl der preiswürdigen Projekte einfließen.



WETTBEWERB VIelfALT STADT VIelfALT

Bürgerinnen und Bürger aus Münster entscheiden:

EINE VIELFÄLTIGE JURY FÜR EINEN WETTBEWERB DER VIELFALT

In einem mehrstufigen Auswahlverfahren kamen die Jurymitglieder zu einem einstimmigen Ergebnis: 19 Projekte und Projektideen wurden aus nahezu allen Bereichen der Stadtgesellschaft ausgesucht und mit Förderbeiträgen in unterschiedlichem Maße ausgezeichnet. Das heißt, anders als in vielen anderen Wettbewerben wurde die Förderhöhe am Projektbedarf bemessen. Zur Verfügung standen im Rahmen des Wettbewerbs insgesamt 50.000 Euro.

1

IDEE

Mit dem Wettbewerb werden Menschen, Projekte und Initiativen gesucht, die „Vielfalt“ machen. Eingeladen sind alle, die an diesem Thema arbeiten.

2

ZUFALLSPRINZIP

Aus dem Melderegister der Stadt werden per Zufallsprinzip 250 Bürgerinnen und Bürger ausgewählt. Sie erhalten ein Schreiben des Oberbürgermeisters mit der Einladung, an der Jury zum Wettbewerb „Vielfalt“ mitzuwirken.

3

JURY

60 Bürgerinnen und Bürger melden sich zurück, von denen 15 ausgelost werden. 11 erklären sich bereit, mitzuwirken. Es folgt die Einladung zum ersten Treffen der Jury.

4

PRÄMIERUNG

In zwei moderierten Sitzungen wählen die Jurymitglieder aus 99 Einreichungen 19 Projekte und Initiativen aus. Am 7. Oktober 2018 werden die Preise in Anwesenheit der Jury, des Oberbürgermeisters und des Stadtbaurates vergeben.



Engagement in Zahlen

99

Eingereichte Projekte

19

Auszeichnungen

3

Phasen

1. **Auslobung** für alle Interessierten
2. Besetzung der Jury, **Workshops** mit den Jury-mitgliedern
3. Verleihung der **Förderpreise**



1 Friedenstour 2019: Schülerinnen und Schüler als Friedensbotschafter **2** Blühstreifen: zur Förderung der Artenvielfalt **3** Dein Brunnen für Münster: Bürgerinitiative für ein Kunstwerk **4** Bienen Obdach: Bienen leben statt Bienensterben **5** Fairteilbar: Lebensmittel retten und allen zugänglich machen **6** Elbén: Integration durch Arbeit und kulinarische Begegnung **7, 8, 9** Die Jury grübelt über den eingereichten Projekten **10** Biologische Vielfalt in Schul- und Privatgärten: Erhöhung der biologischen Vielfalt in Gärten **11** Vorlese-Café: Interkulturelle Vorleseabende **12** Vielfaltsbotschafter: Theaterbasilarbeit für junge Geflüchtete

DAS JUNGE THEATER

Cactus Junges Theater ist mit seinen Produktionen ein über die Stadtgrenzen hinaus bekanntes Aushängeschild von Münster – gerade auch dann, wenn es um Vielfalt geht. Denn junge Menschen aus allen Kulturen finden hier einen Ort, an dem sie sich mit ihren Hoffnungen, Ängsten, Konflikten, Geschlechterrollen und Sehnsüchten auseinandersetzen können. Warum funktioniert hier, was woanders meist scheitert? Und welche Rolle spielt Neugier dabei? Die Antworten auf diese Fragen machen deutlich, wie dringend eigentlich jede Stadt ein solches Theater braucht, wenn wir es mit der Inklusion und dem Demokratie-Lernen wirklich ernst meinen.

45



Barbara Kemmler & Gifty Wiafe

»Neugierde ist der Schlüssel zur Vielfalt: Wir sollten alle absolut neugierig aufeinander sein. Also weg von »Da fehlt was!« und hin zu »Wer ist das?!«

Barbara Kemmler



Wer auf der Suche nach „Cactus Junges Theater“ ein schönes Theatergebäude erwartet, findet am Ende einen einfachen Flachbau. Nachmittags fliegen dort die Türen auf und zu. Rein und raus gehen junge Menschen aus allen Kulturen. Aus einem großen Raum, der vielleicht mal eine Turnhalle war, wummert Afro-Pop. Tanzschritte werden versucht und wieder abgebrochen. Schräg gegenüber im Flur hat die künstlerische Leiterin, Barbara Kemmler, ihr Büro. Ihre junge Kollegin ist auch da. Gifty Wiafe ist in Ghana geboren und aufgewachsen, bevor sie nach Münster gezogen ist. Heute ist sie Schauspielerin und bald hat sie einen Master in „Sustainable Development Management“ in der Tasche. Beide stehen etwas unter Zeitdruck, also Mikro an. Und los.

Letztes Jahr hat Cactus seinen 30. Geburtstag gefeiert. Was war der Auslöser für die Zusammenarbeit mit Jugendlichen?

Barbara Kemmler: Im Sommer 1992 gab es die furchtbaren fremdenfeindlichen Anschläge im Rostocker Stadtteil Lichtenhagen. Mit dem ehemaligen Ensemble im Theater im Pumpenhaus haben wir daraufhin nach einer kulturellen Antwort gesucht. Und da für die meisten Angriffe Jugendliche verantwortlich waren, habe ich mit Jugendlichen das Theaterstück „Katzelmacher“ von Fassbinder inszeniert. Das Stück beleuchtet die Entwicklung von Fremdenfeindlichkeit in einer Jugendclique, und die Begeisterung der Jugendlichen über die Arbeit daran hat mich dann motiviert, auch weiterhin mit jungen Menschen Theater zu machen. So entstand „Cactus Junges Theater“.

Gibt es den ein oder anderen Funken aus dem Projektstart, der heute noch zündet?

B.K.: Wenn ich mit Jugendlichen arbeite, geht es heute wie damals um gesellschaftlich relevante Themen. Wir kneten sie in einem gemeinsamen Prozess so lange durch, bis daraus ein Stück wird, das wir auf die Bühne bringen.

Und mit diesem Stück versuchen wir dann, ein möglichst breites Publikum zu erreichen.

Sie arbeiten heute mit Jugendlichen, die ganz verschiedene Kulturen mitbringen. Was kann die Stadt von Ihren Erfahrungen lernen, wenn es darum geht, junge Menschen mit Migrationshintergründen besser in die Gesellschaft einzubinden?

B.K.: Ich möchte gern mit einem Mythos aufräumen: Es gibt keinen Honigtopf, den man nur finden muss und alle Bienen kommen angefliegen. So einfach ist es nicht. Wer will, dass Jugendliche mit ihm arbeiten, muss fleißig sein. Das ist eine konstante Aufgabe. Deshalb nervt es mich, wenn es heißt, „ihr habt ja immer so viele Jugendliche aus unterschiedlichen Kulturen“, und die Arbeit und die Akquise dahinter nicht gesehen wird. Daher ärgere ich mich auch darüber, dass ich immer wieder von anderen Institutionen angerufen werde, die zunächst mal Förderanträge stellen und dann nach der Bewilligung sagen: „Cactus, ihr habt doch viele Jugendliche aus Afrika. Könnt ihr uns nicht mal ein paar für unser Projekt überschicken?“ Das geht natürlich nicht. Die jungen Leute, die wir im Probenraum haben, sind zunächst einmal für dieses eine Projekt hier. Die haben daneben ja auch noch Schule und andere Interessen.

Wie bekommen Sie es denn ganz konkret hin, die Jugendlichen zu gewinnen?

B.K.: Dazu ein Beispiel: Wir wollten ein Stück über Frauenbilder machen, doch zunächst war niemand mit Migrationshintergrund dabei. Da war klar, wenn wir das ändern wollen, müssen wir uns aktiv darum bemühen. Also bin ich in die Hauptschule gegangen und habe in den Klassen davon erzählt, was wir vorhaben.

Gifty Wiafe: Und ich habe dich dort kennengelernt. Das muss 2009 oder 2010 gewesen sein, da war ich ganz frisch in Deutschland und an der Geistschule. Meine Eltern wohnten

schon hier und hatten mich aus Ghana nachgeholt. Ich hatte keine Wahl, plötzlich fand ich mich in dieser fremden Stadt wieder. Jetzt bin ich 28 Jahre alt, lebe seit 13 Jahren hier und bin Münsteranerin.

B.K.: Und du bist inzwischen hier tiefer verwurzelt als ich.

G.W.: Was viel mit dir zu tun hat. Weißt du noch? Ich hatte eine Wette verloren und bin dadurch zu deinen Theaterproben gekommen. Es hat mir so gut gefallen, wie du mit den Jugendlichen arbeitest, dass ich einfach geblieben bin. Eine deiner Stärken ist, dass du dich nicht damit aufhältst, wenn jemand noch kein Deutsch spricht. Du versuchst es einfach trotzdem irgendwie hinzubekommen.

B.K.: Im ersten Stück hast du nur drei Sätze auf Deutsch gesagt. Mehr war noch nicht drin. Aber du hattest von Anfang an diese Energie, auch dann etwas anzubieten, wenn du überhaupt nicht verstanden hast, worum es geht. Und oft konnten wir deine Ideen für das Stück richtig gut brauchen. Diese Energie hat mich sehr fasziniert. Du hast einfach gemacht, ohne dich zu fragen, ob das richtig oder falsch ist. Das ist für mich tatsächlich die Basis von Kreativität.

G.W.: In der ersten Zeit hast du mit mir Englisch gesprochen, aber du wolltest nie, dass es dabei bleibt. Ich sollte unbedingt Deutsch lernen. Das war ein langer Prozess für mich von „nichts verstehen“ über „einfach mal was machen“ bis zu „verstehen“.

B.K.: Und heute spielst du unter anderem ein Solo von 120 Minuten, du hast das Abitur gemacht, studierst. Das ist eine unglaubliche Entwicklung!

Woher kommt das Selbstbewusstsein? Vor ganz vielen Leuten im Publikum deutsch zu sprechen, obwohl einem die Sprache eigentlich noch richtig schwerfällt?

B.K.: Ich werfe Leute einfach in Situationen hinein. Damit können manche nichts anfangen, aber wer dabeibleibt, merkt, „ich kann hier eigentlich gar nichts falsch machen“. Es geht nicht um Perfektion oder Können, sondern darum, dass man sich einbringt. Ich greife oft ein und sage: „Hör auf, dich zu kritisieren. Sag nicht Scheiße, das ist verboten.“ Im Probenraum darf man sich auch nicht gegenseitig kritisieren, denn hier meckert nur einer und das bin ich. Wir machen hier strikte Arbeitsteilung: „Du darfst spielen, kreieren, machen, und ich muss gucken, wie ich das alles zusammenbringe, damit daraus ein Stück wird.“ Deshalb gibt es auch keine Probleme und es macht auch niemand ein Problem, egal, ob jemand nicht so gut Deutsch kann oder nicht so gut tanzen kann. Ich nehme das als meine Herausforderung an, und für die Jugendlichen bedeutet das, wir arbeiten dran.

G.W.: Auf diese Weise wird man sehr ernst genommen und auf eine professionelle Ebene gehoben. Das gibt einem einen gewissen Stolz. Auch außerhalb des Probenraums. Wenn ich in der Stadt bin und Leute mich komisch angucken, denke ich: „Ey, ich bin bei Cactus Junges Theater. Ich spiele in einem professionellen Ensemble mit.“ Und ich würde sagen, dadurch bin ich hier in Münster angekommen. Das Publikum kommt, um mich anzugucken, und das gibt mir Würde in der Gesellschaft.

Die schauspielerischen Erfolge von Gifty Wai-fes oder auch von Emmanuel Edorer, der 2004 aus Nigeria nach Münster gekommen ist, sind bemerkenswert. Sie sind mit ihren Stücken bereits seit einigen Jahren national, aber auch international unterwegs. Andere Jugendliche sind inzwischen an renommierten Schauspiel-schulen angenommen worden. Was ist das Geheimnis der Cactus-Ausbildung?

B.K.: Das ist eine ganz besondere Geschichte. Das liegt natürlich auch einfach an Gifty, Emmanuel und den anderen selbst, an ihrem Talent. Hinzu kommt, dass mein Kollege Alban

»Im Cactus erlebt man ganz viel kreative Freiheit. Das gefällt mir sehr!«

Stella Bensmann

»Hier wird man als junger Mensch auf eine professionelle Ebene gehoben. Das erfüllt mich auch außerhalb des Probenraums mit Stolz.«

Gifty Wiafe

Renz unheimlich gut ist in der Vorbereitung für Schauspielschulen. Wir haben hier wirklich wahnsinnig viele Leute, die an Schauspielschulen angenommen werden – auch an den staatlichen, was ja überhaupt nicht selbstverständlich ist.

Wie sieht die Nachwuchsarbeit am Cactus denn aktuell aus?

B.K.: Ich leite derzeit zusammen mit Annette Michels eine Gruppe, die sich „Internationales Jugendtheaterlabor“ nennt. Das ist ein offenes Theaterangebot für junge Geflüchtete und andere, die noch nicht lange hier sind. Da gibt es viele, die kommen, aber nur ein, zwei Mal bleiben. Für uns ist das jeden Montag wie eine Wundertüte. Wir wissen nie, wer da sein wird, wie jemand drauf ist und wie viel Deutschkenntnisse vorhanden sind. Es ist also auch heute noch eine ganz, ganz kleinteilige und mühselige Arbeit.

G.W.: Ich habe mit „The Mightys“ inzwischen auch eine eigene Gruppe am Cactus gegründet. Sie ist aus einer Workshopreihe im Sommer 2020 entstanden. Es geht dabei darum, dass Jugendliche ihre Erfahrungen mit Diskriminierung, Rassismus und Stereotypen mit Hilfe von Choreografie, Lyrik und Stand-up-Comedy zum Ausdruck bringen.

Eben wurde kurz das Publikum erwähnt. Ist das automatisch vielfältig? Oder muss man sich auch in diesem Bereich anstrengen?

B.K.: Auch da geht nichts von allein. Aber Kultur ist ein Ort für alle, und ich nehme das sehr ernst. Deshalb reicht es nicht, junge Menschen zum Mitmachen zu motivieren. Wir müssen die Türen auch weit für ein buntes Publikum öffnen. Es ist zum Beispiel schwierig, die Eltern in die Aufführung zu bewegen. Sie kommen gar nicht auf die Idee, dass irgendwas, das in einer deutschen Kulturinstitution verhandelt wird, für sie von Belang sein könnte. Daher schicken wir nicht nur handschriftliche Einladungen, sondern

rufen auch mehrfach an. Wenn wir die Eltern dann motivieren können, sind sie im Anschluss sehr glücklich über das, was sie gesehen haben, weil sie die Erfahrung machen: „Das hat ja alles mit uns zu tun.“

Sie schaffen es, dass Sprachbarrieren nicht unüberwindbar bleiben. Was könnten andere Bereiche der Gesellschaft daraus lernen?

G.W.: Wenn man neu in Deutschland ist, steht die Sprache immer an erster Stelle. Und bevor man diese Barriere nicht überwunden hat, kann man nirgendwo mitmachen. Von Cactus kann man lernen, dass Zusammenarbeit auch schon funktioniert, bevor man das geschafft hat. Und damit meine ich nicht, dass man die deutsche Sprache nicht lernen soll, wenn man hier lebt, aber sie sollte vorher keine unüberwindbare Hürde darstellen.

B.K.: Ich gebe Gifty völlig recht. Aber es gibt noch eine für mich völlig wichtige Sache. Das ist die Neugierde. Wir sollten alle absolut neugierig aufeinander sein. Also weg von „Da fehlt was!“ und hin zu „Wer ist das?“! Diesen Gedanken übertrage ich gerade mal auf eine junge Frau aus Afghanistan, die noch nicht gut Deutsch spricht, aber innerhalb von einem halben Jahr schon einigermaßen Englisch sprechen gelernt hat. Dann gibt es bei uns den Kollegen, Carsten Bender, der macht Sprechunterricht. Nicht Sprachunterricht, sondern Sprechunterricht. Darin wird die Sprache auch als Transporteur von Gefühlen genutzt. Das heißt, wenn ich weiß, wie ein Vokal gesprochen wird, und nicht nur immer die Konsonanten betone, finde ich auch die Emotionen in der deutschen Sprache. Das öffnet wiederum den Zugang zu einem neuen Ausdruck, weil ich dann auch auf einmal mit Klang agiere. Dadurch entsteht ein Gefühl von Kompetenz. Ich sage manchmal, dass sich Jugendliche, die noch neu in Deutschland sind, in einer Gletscherspalte befinden. In der ist es sehr kalt. Denn sie können sich nicht mehr so richtig in ihrer Heimatsprache bewegen, sind aber auch

noch nicht in der deutschen Sprache angekommen. Wohin soll man dann mit den Gefühlen?

Für den Zusammenhalt der Stadtgesellschaft ist Ihre Arbeit unglaublich wichtig. Haben Sie das Gefühl, die notwendige Rückendeckung zu erhalten, um sich voll und ganz darauf konzentrieren zu können?

B.K.: Im Grunde genommen haben wir uns immer den Luxus erlaubt, dass wir das, was uns bewegt, zum Thema gemacht haben. Und auf der Basis dieser Entscheidung haben wir Fördermittel beantragt. Also immer erst das Thema und dann die Geldsuche. Das ist unser Stolz und unsere Bürde. Denn die Förderlandschaft konzentriert sich mittlerweile sehr auf Events und das macht es besonders schwierig. Es muss immer alles neu sein und den Antrag beurteilt dann irgendwo in NRW eine Jury, die unsere jahrelange Aufbau- und Entwicklungsarbeit nicht wertschätzen kann, weil sie sie gar nicht kennt.

Wenn Sie beide einen Wunsch frei hätten, was wäre das?

G.W.: (zögert) Als Migrantin oder Migrant macht man die Erfahrung, dass Wünsche eher nicht in Erfüllung gehen. Wir leben in dieser Bubble, die uns immer wieder zeigt, dass wir seeeeehr viel machen müssen, damit überhaupt etwas passiert. Deshalb sind wir nicht geübt darin, Wünsche zu äußern. Aber ich hoffe sehr, dass wir auch weiterhin mit unseren tollen Projekten viele Menschen erreichen können. Und dass auch in Zukunft viele Jugendliche die Angebote im Cactus wahrnehmen können.

B.K.: Schön wäre, wenn wir nicht immer mit so viel Qual das Geld dafür suchen müssten. Es geht ja nicht darum, dass wir reich werden mit unserer Arbeit. Aber auskömmlich leben können wäre wichtig. Mit weniger Sorgen und bisschen mehr Energie im Probenraum.

Für uns ist es unheimlich mühselig, Sponsoren zu finden. Ich wünsche mir daher, dass die Menschen in der Bürgerschaft mit Einfluss auch unsere Arbeit unterstützen und nicht nur Großprojekte, mit denen man sich vielleicht besser profilieren kann, die aber viel weniger für Zusammenhalt und Demokratie tun.

G.W.: Und vielleicht habe ich doch einen Wunsch. Ich wünsche mir, dass auch unsere Art von Kunst ernst genommen wird. Das ist mir sehr wichtig. Das Wort „Jugend“ in „Jugendtheater“ zieht den Wert unserer Arbeit runter. Es gibt diese Arroganz im deutschen Kunstbereich, die sagt, was echte Kunst ist und was nicht. In Afrika wird das nicht so unterschieden.

Noch eine letzte Frage zum Zusammenspiel mit Afrika: Sie sind mit Ihren Programmen als Botschafterinnen in beiden Kulturen unterwegs. Wie wird Kunst bei Ihnen zur Kulturvermittlung?

B.K.: Speziell in unserer afrikanisch-deutschen Arbeit formulieren wir manche politische Botschaft sehr direkt. Es gibt immer wieder ein paar Dinge, die müssen wir unserem Publikum sagen, weil es über sie nicht Bescheid weiß. Eine solche Szene haben wir bei einem Online-Workshop besprochen, an dem wir mit Leuten vom NRW-Nachhaltigkeitstag gearbeitet haben. Und da sagte jemand: „Wow, ich habe in den letzten fünf Minuten mehr über Afrika gelernt als in den ganzen Jahren zuvor.“ In Afrika ist es normal, dass Theater auch Inhalte transportiert und edukativ wirken soll. Nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene. In Deutschland haben wir dagegen eine unheimliche Arroganz in der Kunst, die das verbietet. Wenn man edukativ sein will, ist es sofort keine Kunst mehr. Wenn man aber in diesem Bereich so lange arbeitet wie ich, setzt man sich darüber hinweg, weil man weiß, dass das ein oder andere jetzt aber mal unbedingt gesagt werden muss.



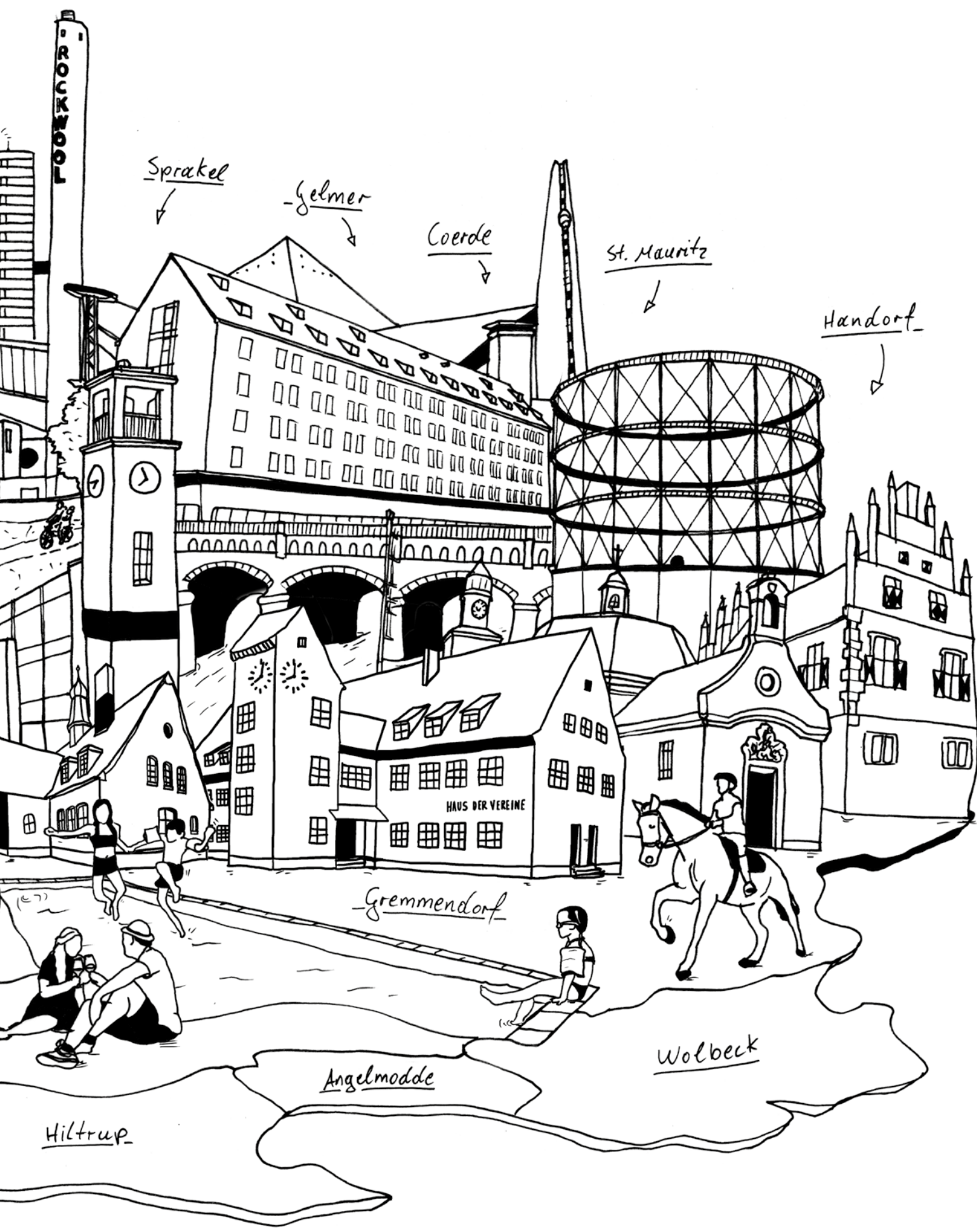
HIER IST NEUGIER PROGRAMM

40 Prozent aller Kinder unter fünf Jahren hatten 2020 einen Migrationshintergrund, so die aktuellen Zahlen der Bundeszentrale für politische Bildung. Und in keinem Bundesland in Deutschland leben so viele Menschen aller Altersgruppen mit Migrationshintergrund wie in NRW. Ein Ort, von dem man lernen kann, wie Inklusion funktionieren kann, ist Cactus Junges Theater. Hier wird Theaterarbeit mit Jugendlichen unter professionellen Rahmenbedingungen gemacht. Die konzeptionelle und künstlerische Leitung liegt in den Händen von Barbara Kemmler (Regisseurin, Schauspielerin und Theatermacherin) und Alban Renz (Regisseur, Schauspieler und Theaterpädagoge). Der Trägerverein von Cactus Junges Theater ist die Jugendtheaterwerkstatt e.V. cactus-theater.de



3





Wie bei einem Puzzle haben alle Stadtteile Einfluss auf die Gesamtheit einer Stadt. Dieses Gesamtbild ist besonders attraktiv, wenn alle Quartiere blühen. Die Samen dazu können Planung, Wirtschaftsförderung und der politische Wille säen. Doch erst wenn die Ideen und das Engagement der Menschen vor Ort hinzukommen, wachsen Lebensqualität und lokale Unverwechselbarkeit.

Warum ist das wichtig? Werden die Bewohnerinnen und Bewohner eines Stadtteils darin gestärkt, aktiv die Gemeinschaftsentwicklung durch soziale Orte der Begegnung in ihrem Stadtviertel zu gestalten, trägt das dazu bei, dass gerade auch kulturell vielfältige Stadtviertel mehr Anziehungskraft über ihre Grenzen hinaus entwickeln können.

Vielfalt bedeutet in jeder Stadt auch soziale Vielfalt. Und wer könnte darüber besser sprechen als der langjährige Leiter der Fachstelle Sozialplanung? Frank Treutler ist in Münster aufgewachsen. Heute lebt er im Emsland und pendelt an Arbeitstagen mit der Bahn nach Münster. In der Verwaltung ist er seit vielen Jahren im Bereich Soziales bei der Stadt unterwegs. Zunächst als Sachbearbeiter in der Sozialhilfe, seit den 1990er Jahren als Fachstellenleiter Sozialplanung. Heute ist er für die Abteilung Finanzen, Planung, zentrale Dienste im Sozialamt verantwortlich.



Wenn Sie auf Ihre langjährige Berufserfahrung zurückblicken: Was können andere Bereiche der Stadt von der Sozialplanung in Sachen Vielfalt lernen, Herr Treutler?

In der Sozialplanung gibt es nicht wirklich den einen roten Faden, sondern vor allem häufig wechselnde Aufgabenbereiche und Themenstellungen. Das heißt, wir müssen immer wieder neue Lösungen finden. Etwa für die Infrastrukturplanung bei Stadtteileinrichtungen, bei der Bereitstellung von Beratungsangeboten oder dem Aufbau zielgruppenbezogener Programme. Von uns lernen kann man vielleicht, die Nachhaltigkeit nicht aus den Augen zu verlieren. Also: Wie fangen wir nicht nur neue Programme an, die Menschen ein besseres Leben ermöglichen sollen, sondern wie sorgen wir außerdem dafür, dass sie sich verstetigen?

Warum ist Ihnen die Verstetigung so wichtig?

Ohne Verstetigung treten wir auf der Stelle: Wir können nicht wirkungsvoll für die Menschen in der Stadt sorgen, wenn wir ständig wieder abreißen, was gerade fertig geworden ist. Nur durch den Erhalt eines Programms werden bei uns im Amt wieder die Zeit und die Energie frei, die wir in neue und andere wichtige Bereiche stecken können.

Haben Sie ein Beispiel, wo der Erhalt gelungen ist?

Konkret wird das an der Siedlung Brüningheide im Stadtteil Kinderhaus. Brüningheide ist ein dicht besiedeltes Wohngebiet aus den 1970er Jahren im Norden von Münster. In den bis zu 12-geschossigen Hochhäusern leben überwiegend Menschen mit Migrationsvorgeschichte. 2007 wurde dort das Programm „Soziale Stadt“ gestartet und zunächst mit Bundes- und Landesmitteln gefördert. Um ein bisschen Enttäuschungsprophylaxe zu betreiben, habe ich ständig darauf hingewiesen, dass das Programm aufgrund der Befristung eigentlich 2010 enden würde. Es zeichnete sich aber deutlich ab, dass alle Beteiligten und auch die Kommunalpolitik sich ziemlich einig waren, ein solches Programm nicht einfach versanden zu lassen.

Wen genau meinen Sie mit „allen Beteiligten“?

Das Besondere am Programm „Soziale Stadt“ sind die unterschiedlichen Maßnahmen, die gemeinsam von verschiedenen Ämtern und von freien Trägern bereitgestellt werden mussten. Es gibt eine Verpflichtung zur Zusammenarbeit, und die unterscheidet es von klassischen kommunalen Maßnahmen – wie etwa Angebote des Jugendamts oder des Jobcenters oder des Sozialamts, die solitär daherkommen. Im Gegensatz dazu geht es bei „Soziale Stadt“ um eine Bündelung verschiedener Maßnahmen in einem Programm, weil man sich von der ressort- und trägerübergreifenden Zusammenarbeit eine gegenseitig verstärkende Wirkung verspricht. In diesem Fall arbeiten die Ressorts Jugend, Soziales und Schule, Grünflächen und Umwelt, Gesundheit und Wohnungswesen zusammen. Nichtstädtische Akteure sind ebenfalls dabei.

SOZIALE STADT

Das Programm „Soziale Stadt“ der deutschen Städtebauförderung besteht seit 1999. Es wird vom jeweils zuständigen Bundesministerium (seit 2018: Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat) für Bauwesen und den Ländern getragen. Es geht darum, das Leben in den städtebaulich und sozial gefährdeten Gebieten zu verbessern, um den sozialen Verbund und die Motivation der Bewohner, das eigene Leben aktiv zu gestalten, zu stärken. Die Großwohnsiedlung Kinderhaus-Brüningheide war von 2007 bis 2010 Programmgebiet der „Sozialen Stadt“. Seit 2010 befindet sich das Wohnquartier in der Verstetigung.

Wie bekommt man all diese Ressorts an einen Tisch?

Das ist in Münster tatsächlich nicht per se einfach. Es ist möglich, dass verschiedene Ämter an einem Strang ziehen, aber nicht immer von vorneherein gewährleistet. Der konzentrierte Blick aufs eigene Ressort scheint mir in Münster sehr stark verinner-

licht zu sein. Das würden andere Mitarbeitende der Verwaltung vermutlich bestätigen.

Und wie gelingt es trotzdem?

Bei einem Programm wie „Soziale Stadt“ sollte man als Verwaltung frühzeitig mit der Politik auf Tuchfühlung gehen. Dieser Grundsatz gilt auch für die Akteure im jeweiligen Stadtteil. Das können Schulen sein, Teile der Verwaltung, die professionelle Sozial- oder Jugendarbeit, aber auch Einzelhändler oder bürgerschaftliche Initiativen.

Vielfalt heißt nicht zuletzt, trotz aller Unterschiede miteinander im Gespräch zu bleiben. Wie bekommt man das hin?

Die Freude am Diskurs ist bei uns parteiübergreifend. Und sie ist nicht nur in der Politik vorhanden, sondern auch ein Wesenszug der bürgerschaftlichen Kultur in Münster. Das heißt, es wird also grundsätzlich viel miteinander gesprochen. Nicht immer konkret und nicht immer nur nett, aber ich denke, man kann sagen, Münsteranerinnen und Münsteraner haben fast zu jedem Gegenstand irgendeine Meinung, und meistens ist sie in irgendeiner Form kritisch.

Haben Sie den Eindruck, dass es in Münster eher viele Ansprechpartner gibt?

In Münster gibt es eine große Anzahl an Gruppen. Wir haben zwar auch die klassische Dominanz der konfessionellen Verbände, aber insgesamt keine monopolförmigen Strukturen, da sich zahlreiche Initiativen von unten gebildet haben. Zu den Initiativen existieren keine genauen Zahlen, da nur einige formal als Vereine erfasst sind. Viele der nicht formalisierten Vereine und Gruppen haben sich beispielsweise unter dem Dach oder der Nachbarschaft des Paritätischen zur Selbsthilfe oder als Initiative aufgestellt.

Die Vielfalt der über 300 Initiativen, die beim Aufruf von »Gutes Morgen Münster« sichtbar wurden, hat alle überrascht. Das sieht nach einem Wandel der formalen Organisationen aus. Würden Sie das bestätigen?

Wir haben zum Beispiel einen guten Draht zu Vereinen in den Bereichen Migration und Integration.

Das sind überwiegend ethnisch-kulturelle, zum Teil aber auch international aufgestellte Vereine, die vor allen Dingen mit Laienkompetenz handeln, also nicht wie professionelle Verbände mit berufsmäßiger Sozialarbeit agieren. Im Grunde genommen machen sie das, was wir fachlich als Binnen- und Außenintegration bezeichnen würden. Das heißt, Menschen aus bestimmten ethnisch-kulturellen Zusammenhängen erhalten einen Ort, an dem sie sie selbst sein können. Darüber hinaus versuchen wir, im Sinne der Außenintegration, anhand von Begegnungen, Aufklärungsarbeit, Vorträgen oder Festen, Bildungsarbeit zu ermöglichen und Gemeinsamkeiten im Zusammenleben der betreffenden Gruppe mit dem Rest der Bevölkerung in Münster herzustellen. Zusätzlich zu den klassischen eingetragenen Vereinen, die es natürlich immer noch gibt und die auch noch immer neu gegründet werden, sowie den nicht eingetragenen Gruppen entstehen heute vor allem auch virtuelle und nur temporär miteinander verbundene Netze, die meist ein thematisches Interesse eint. Diesen Wandel kann man tatsächlich eindeutig erkennen.

HOCHWASSERSCHUTZ

Die Stadt Münster hat seit den Starkregenereignissen von 2014 zahlreiche Maßnahmen zum Hochwasserschutz ergriffen und beispielsweise Gewässer renaturiert. Aa, Canisiusgraben, Hunnebecke, Igelbach und Edelbach wurden ökologisch verbessert. Sie haben Überschwemmungsbereiche erhalten. Außerdem wurden Durchlässe vergrößert oder Entrohrungen vorgenommen. Die Kanalisation wurde nachberechnet und teils vergrößert. Pumpwerke und Kläranlagen wurden mit dem Ziel der Erhöhung der Betriebssicherheit bei Starkregen umgebaut. In kritischen Infrastrukturbereichen ist eine Online-Überwachung mit Alarmierungssystem im Aufbau.

Sie haben von Integration gesprochen. Wie kommt man in Münster zu mehr Durchlässigkeit, um zum Beispiel Menschen, die noch nicht hier leben, den Zuzug zu erleichtern?

Solange man gleichzeitig die gewohnten Strukturen behalten möchte, haben wir es in dieser Beziehung mit einem echten Dilemma zu tun. Es wurde im Zusammenhang mit der Szenarioanalyse für das integrierte Stadtentwicklungskonzept als ein zentraler Konfliktpunkt ausgewiesen. Es ist tatsächlich völlig unmöglich, diese Frage mal eben kurz zu beantworten. Das wäre auch nicht seriös. Doch so viel kann ich sagen: Solange die verschiedenen Positionen beibehalten werden, bleibt nur ein relativ geringer Bewegungsspielraum übrig. Münster wächst und braucht daher zum Beispiel mehr Verkehrsinfrastruktur. Die Konsequenzen daraus werden aber sehr unterschiedlich diskutiert. Es hat ein bisschen was von: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass.“

Sie sprechen vom NIMBY-Phänomen. Es steht für „not in my backyard“, also „nicht in meinem Hinterhof“, und beschreibt den Widerspruch zwischen eigentlich als wichtig erachteten Maßnahmen, die gern überall, aber eben nicht vor der eigenen Haustür umgesetzt werden sollen. Haben Sie ein Beispiel?

Es gab den Versuch der Wohn+Stadtbau – das ist eine GmbH, bei der die Anteile zu 100 Prozent bei der Stadt Münster liegen –, in der Aaseestadt ein Gebiet mit Mehrfamilienhäusern nachzuverdichten. Der Widerstand der dort bereits Wohnenden war enorm. Es gab sofort eine Initiative – da sind wir bei der Kritikfreude der Bürgerinnen und Bürger –, die sehr viel Öffentlichkeit hergestellt und mit einigem Erfolg Druck erzeugt hat. Ich will damit sagen, dass, wenn es um Fragen neuer Infrastruktur und den Wohnungsbau geht, unmittelbar mit Konflikten gerechnet werden kann.

Welche Initiativen liegen Ihnen besonders am Herzen?

Das sind jene, die weniger als Event daherkommen, sondern eher im Stillen ihre Arbeit machen. 2014 gab es in Münster einen Starkregen. Eine echte Katastrophe, die viele Menschen obdachlos gemacht hat. Keller sind vollgelaufen, sehr viel wurde vernichtet und es sind immense Schäden entstanden. Über Facebook hat sich spontan eine Gruppe von Leuten gefunden, die konkrete Hilfe organisiert haben – wie etwa alternative Unterkunftsmöglichkeiten oder die Organisation von Trocknern, Geld-

spenden und alles mögliche andere. Es gab eine sehr breite Spendenbereitschaft der Münsteraner Bürger und Bürgerinnen, etliche Zehntausend Euro sind zusammengekommen.

Wie hat die Stadt auf die Katastrophe reagiert?

Die Stadt Münster hat selbst unmittelbar nach diesem Starkregen ein eigenes Programm aufgelegt, ähnlich wie etwa zuvor in Dresden. Durch die Soforthilfen konnten wir, quasi als Nebeneffekt, eine interessante Beobachtung machen. In Zeiten ohne Katastrophe wissen wir von Seiten der Akteure vor Ort, dass es schwer ist, Menschen in prekären Lebenslagen zu bewegen, die Grenzen ihres Wohngebietes zu überschreiten. Wir können jetzt aber mit Gewissheit sagen, dass die Anreize nur groß genug sein müssen, damit sich alle bewegen. Denn als wir veröffentlicht haben, dass es unbürokratische Soforthilfen gibt, kamen die Menschen aus allen Stadtteilen in die Innenstadt. Merkwürdigerweise hatten alle einen Keller. Was nicht stimmte, wie sich später herausstellte. Allerdings habe ich Verständnis für dieses Verhalten, weil es rational ist. Denn wenn ich sehr wenig Geld habe und höre, ich muss nichts nachweisen, um die 1.000 Euro „Kellerbeihilfe“, so hieß das, zu erhalten – was mache ich denn dann wohl? Da gehe ich natürlich hin und nehme das in Anspruch.

Was haben Sie aus der Katastrophe gelernt?

Im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass der Missbrauch deutlich überschaubarer war, als wir zuerst angenommen hatten. Außerdem haben wir natürlich Erfahrungen gewonnen für ein nächstes Mal, das hoffentlich in dieser Weise nicht wieder eintreten wird. Und auf jeden Fall sind Dinge offensichtlich geworden, die unter Nichtkatastrophenbedingungen wahrscheinlich unsichtbar geblieben wären. Bei den vielen Ortsbesuchen, die wir gemacht haben, habe ich Notlagen gesehen, die ich in Münster nicht vermutet hätte. Besonders aufgefallen sind mir einige allein lebende, ältere Männer in Souterrain-Wohnungen. Ganz schrecklich arm und ein trauriger Lebensabend insgesamt. Das fand ich zum Teil sehr deprimierend.

Ist daraus etwas entstanden, was sich für Gegenwart und Zukunft erhalten hat?

Der Geist der Verbundenheit ist noch da. Diese Katastrophe hat sich in die Münsteraner Erinnerungskultur, also in das kollektive Gedächtnis Münsters, tief eingegraben. Die Erfahrungen werden immer noch zitiert. Gerade wenn es um Aspekte wie Zusammenhalt geht. Vielfalt wird dann eher an zweiter Stelle genannt. Es ist die Solidarität, die mit diesem Ereignis verbunden wird.

Wen mussten Sie konkret für das Programm „Soziale Stadt“ gewinnen, damit es seit 2011 ausschließlich unter kommunaler Federführung fortgeführt werden konnte?

Das Programm hatte während der Förderphase, also bis 2010, einen Beirat. Dieser Beirat musste der Fortführung zustimmen. Die Abstimmungsregel im Beirat besagte, dass nach Möglichkeit Beschlüsse im Konsens gefasst werden. Das heißt einstimmig oder zumindest einvernehmlich. Der Beirat bestand aus den Parteien der Bezirksvertretung und allen Ratsfraktionen, außerdem noch aus den Vertreterinnen und Vertretern aller Projektträger. Das heißt, da saßen die Projektverantwortlichen mit CDU, SPD, Grünen, Linke und FDP aus Rat und Bezirksvertretung zusammen. Ich habe sehr großen Wert darauf gelegt, dass wirklich alle Fraktionen mit dabei sind und sich niemand ausklinkt.

Das heißt, Sie haben den Abstimmungsprozess gesteuert?

Jedenfalls daran mitgewirkt, das darf ich so sagen. Aber die Moderation des Beirats haben wir als Verwaltung bewusst nicht selbst übernommen. Dafür war jemand aus der Politik verantwortlich, meist im Wechsel. Damals war die SPD noch etwas stärker als heute, daher haben CDU und SPD im Wechsel moderiert. Um allen die Arbeit zu erleichtern, haben wir die Tagesordnung weitestgehend vorstrukturiert und auch die Empfehlung in der Sache möglichst weit vorformuliert. Aber auch das ist im Vorfeld immer in Abstimmung mit mindestens einem Teil des Beirats geschehen, um vor Überraschungen sicher zu sein und die Akzeptanz auszuloten. Hier komme ich jetzt auf die eingangs erwähnte Nachhaltigkeit zurück, weil wir mit diesem Vorgehen vermeiden wollten, dass wir wackelige Beschlüsse bekommen, die eine langfristige Laufzeit des Programms gefährden würden.

Neben dem Konsens wird aber auch immer Geld gebraucht, damit ein solches Programm überhaupt umgesetzt werden kann.

Natürlich kommt bei allen unseren Programmen immer wieder erleichternd hinzu, dass Münster keine ganz arme Stadt ist. Und auch keine werden möchte, die ein Armutslabel bekommt. Daraus folgt, dass kein Stadtteil hinsichtlich Entwicklung und Armut außer Kontrolle geraten darf, um nicht nur das positive Bild Münsters nicht zu zerstören, sondern auch als Beitrag gegen soziale Spaltung oder positiv: für sozialen Zusammenhalt.

In der Psychologie würde man von einem hohen Selbstwertgefühl sprechen, das für Resilienz sorgt und durch schwächere Phasen trägt. Lässt sich das auf die Stadt übertragen?

Als wir das Programm verstetigten mussten, befanden wir uns gerade in einer Phase der Haushaltskonsolidierung. Das heißt, das Geld war tatsächlich knapp. Und allen am Tisch war klar: Die Konsolidierung ist wichtig, das Programm ebenso, wenn wir nicht riskieren wollen, dass der Stadtteil abgehängt wird. Das Verständnis dafür, dass in einem bestimmten Umfang Fördergelder gebraucht werden, auch wenn eigentlich gespart werden muss, haben wir in Gesprächen innerhalb der einzelnen Fraktionen diskutiert und vorbereitet. Ein solches Vorgehen ist zwar mühsam und nimmt viel Zeit in Anspruch, aber man kann es sich vorstellen, als wolle man einen soliden Gehweg pflastern. Da dauert es auch, bis der Sand in die letzten Ritzen reingerieselt ist. Und es hat sich gelohnt: Letztendlich wurde der Erhalt des Programms einstimmig beschlossen.

Großartig! Und seither läuft alles reibungslos?

Die Zustimmung für dieses Programm ist in der Politik wirklich breit. Dabei ist es wichtig, ein verstetigtes Programm nicht als unveränderliches aufzufassen, sondern es an sich ändernde Bedarfe und Bedürfnisse anzupassen, worum sich alle Mitwirkenden redlich bemühen. Die Akzeptanz hat nicht zuletzt mit unserer laufenden Berichterstattung zu tun, die wir jedes Jahr in den Ausschüssen und im Rat präsentieren. Daher vielleicht dies noch als letzten wichtigen Tipp: Man darf niemals nachlassen, für eine gute Sache zu werben.

MÜNSTERANERINNEN UND MÜNSTERANER ENTWICKELN IDEEN

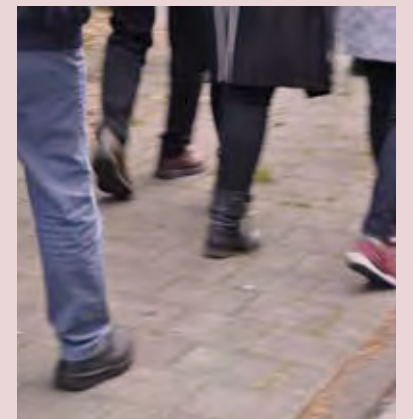
Die Initiative „Gutes Morgen Münster“ wurde durch den Aufruf weitergeführt, Ideen für Zukunftsspaziergänge einzureichen. Es ging darum, greifbar zu machen, dass Zukunft vor der Haustür gemacht wird.

Alle Stadtteile konnten sich mit einem Konzept für einen Zukunftsspaziergang mit dem Oberbürgermeister Markus Lewe bewerben. Die eingereichten Ideen wurden von einer interdisziplinären Jury bewertet. Dazu gehörten die Raumplanerin Frauke Burgdorff, die Architektin Renée Tribble und der Historiker Prof. Dr. Ulrich Borsdorf. Bernadette Spinnen, Leiterin Münster Marketing, hat den Prozess der Auswahl moderiert. Aus 19 Bewerbungen wurden sechs Spaziergänge in den Quartieren Angelmodde, Kinderhaus, Gievenbeck, Mauritz Mitte, Wissenschaftspark, Hafen/Hansaviertel ausgewählt. Sie erhielten fachliche Unterstützung und jeweils 2.500 Euro zur Realisierung ihrer Zukunftsspaziergänge. Sie alle haben lokale Schätze und Herausforderungen sichtbar gemacht, dazu gehörten Bausteine der Stadtgestaltung, die für alle Stadtteile wichtig sind.



ZUKUNFTSSPAZIERGÄNGE

STADT / VIERTEL



ZUKUNFTSSPAZIERGANG ANGELMODDE

BÜRGERINNEN UND BÜRGER FÜR LEBENDIGE INTEGRATION

Das sagte die Jury: „Die Initiatoren aus Angelmodde sprechen zukünftige Entwicklungsfragen an und verbinden sie mit den sozialen und räumlichen Herausforderungen vor Ort. Mit dem Zukunftsspaziergang erhält ein Stadtraum, der sonst eher weniger im Fokus steht, die notwendige Aufmerksamkeit, die das vorhandene hohe Engagement auszeichnet und wertschätzt.“

Das Quartier in Zahlen

Gründung
800 v. Chr.
Fläche
502 Hektar
Einwohner
ca. 9.000



2

Waldsiedlung Familienzentrum

In den Räumen des Vereins Waldsiedlung e.V. stellten die Akteure den Gästen aus Politik, Verwaltung und Bürgerschaft ihre vielseitigen ehrenamtlichen Tätigkeiten für die Bürgerinnen und Bürger im Stadtquartier vor.

3

Clemens-August-Platz

Das Kinder- und Jugendzentrum MOBILE ist ein vielseitiges Haus der offenen Kinder- und Jugendarbeit der Diakonie Münster e.V. mit einem breiten Aufgabenspektrum, das von der Familienhilfe, Bewerbungstraining, Gewaltprävention bis hin zu verschiedenen Kurs- und Freizeitangeboten reicht.

4

Eichendorffschule

Vielfalt ist Reichtum – und gelebte Praxis in der Eichendorff-Grundschule. Entgegen dem oft noch negativen Image leisten die Lehrerinnen und Lehrer eine erfolgreiche Arbeit mit gelungener Integration und hohen Übergangsquoten ins Gymnasium.

Baustein 1:

Gute Bildungsangebote

Bewusst oder unbewusst: Angelmodde ist auf dem Weg zur **Bildungslandschaft**. Mit einer guten Infrastruktur im Bildungsbereich kann jedes Quartier dazu beitragen, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner wohlfühlen und das Leben in einem Stadtteil attraktiver wird. Sie kann außerdem einen entscheidenden Einfluss darauf haben, dass sich die **sozialen und wirtschaftlichen Perspektiven** der Bewohnerinnen und Bewohner verbessern können.



ZUKUNFTSSPAZIERGANG IN KINDERHAUS

WELTOFFEN SEIT 1333

Das sagte die Jury: „Die lange Geschichte von Kinderhaus wird heute im Selbstverständnis als weltoffener und sozial engagierter Stadtteil sichtbar. Und dieser Gedanke soll weitergetragen werden. Das Ziel ist die Integration aller im Viertel mit gleichzeitiger Erhaltung der kulturellen Vielfalt. Bildung ist ein wichtiger Schlüssel, um Chancengerechtigkeit zu schaffen. Uns überzeugt die Idee, dass die Erfahrungen aus der Vergangenheit im Quartier als Impuls für Verbesserung und Erneuerung genutzt werden sollen, um sich für die Zukunft gut aufzustellen.“



Das Quartier in Zahlen

Gründung
1333
Fläche
778 Hektar
Einwohner
ca. 16.000



1

St. Josefskirche

Gleich zu Beginn des Spaziergangs wurde das soziale Engagement in Kinderhaus thematisiert. Seit 1333 wurden hier zunächst leprakranke Menschen, später Waisen, dann arme und alte Menschen untergebracht.

2

St. Westfalia Kinderhaus e.V.

Sport spielt zur Integration im Stadtteil eine wichtige Rolle und wird beim SC Westfalia gelebt. Bürgerinnen und Bürger haben hier die Möglichkeit, auch Vereinsgebunden aktiv zu werden. Wichtig: Mit seinen 2.500 Mitgliedern stößt der Verein an seine Grenzen.

3

Schulzentrum

Das Schulzentrum mit Grund-, Haupt- und Realschule steht vor vielen Herausforderungen. Neue Schulkonzepte erfordern neue Räume und Ansätze. Gewünscht wurde die Verringerung von Tempo 50 auf 30 km/h vor dem Bereich des Schulzentrums.

4

Begegnungszentrum Kinderhaus e.V.

Bezahlbarer Wohnraum muss auch weiterhin erhalten bleiben. Ein Schwerpunkt des aktuellen Immobilien-managements ist daher die Grundstücksvergabe nach sozialen Kriterien.

Baustein 2:

Bezahlbarer Wohnraum

Eine wichtige Voraussetzung für das Wohlbefinden der Bewohner einer Stadt ist die Verfügbarkeit von bezahlbarem Wohnraum. Wenn die Mieten zu hoch sind oder der Wohnraum in schlechtem Zustand ist, kann dies das **Wohlbefinden der Bürgerinnen und Bürger** negativ beeinflussen. In Kinderhaus wurden aus diesem Grund im Baugebiet Südlich Langebusch Grundstücke nach festgelegten Kriterien verkauft – eine Rolle bei der **Vergabe der Grundstücke** spielen zum Beispiel die Anzahl der Kinder, Einkommen oder ehrenamtliches Engagement.



GEMEINSAM FÜR EINE BUNTE ZUKUNFT

Das sagte die Jury: „Der Stadtteil Gievenbeck hat gezeigt, wie Alt und Jung zusammen wohnen und auf welchen Wegen die vielen Einrichtungen vor Ort das Zusammenleben stärken. Der hohe Grad der Selbstorganisation im Stadtteil ist beeindruckend. Genau wie die herzliche Willkommenskultur, die Neuzugezogenen das Ankommen leicht macht. Diese Qualität ist auch deshalb so wichtig, weil Gievenbeck wächst und auch weiterhin neue Menschen im Quartier aufnehmen wird.“



Das Quartier in Zahlen

Gründung
899
Fläche
947 Hektar
Einwohner
ca. 22.000



2

Alte Bäume - neue Nachbarn

Das Oxford-Gelände bietet viele Chancen für eine innovative Quartiersgestaltung. Neue Wohnformen und zukunftsfähige Mobilitätskonzepte sind gefragt. Unterschiedliche Interessen müssen unter einen Hut gebracht werden.



3

Vielfalt wohnen

Die immer älter werdende Gesellschaft braucht Strukturen und Räume. Das erfordert eine besondere Quartiersgestaltung: altersgerechtes Wohnen, Barrierefreiheit, Nahversorgung und Mobilität für ein stimmtes Leben im Quartier.

4

Begegnung für alle

Mit der Bebauung der Oxford-Kaserne werden viele neue Menschen ins Viertel kommen. Wie können die künftigen Mitbewohnerinnen und Mitbewohner in den Sozialraum eingebunden werden?

Baustein 3:

Soziale Kontakte und Gemeinschaft

Für die meisten Menschen sind soziale Kontakte und die Möglichkeit, Teil einer Gemeinschaft zu sein, wichtig für das Wohlbefinden. Stadtteile können dazu beitragen, indem sie Orte schaffen, an denen Menschen zusammenkommen und sich treffen können, und indem sie die **Inklusion von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Lebensweisen** fördern. Aus diesem Grund wird der MuM e.V. in Gievenbeck weiterhin eine wichtige Anlaufstelle sein und Angebote der Begegnung, Erziehung, Bildung und des Netzwerks auf den Weg bringen.

BEGEGNUNG, BETEILIGUNG & UNTERSTÜTZUNG GESTERN, HEUTE, MORGEN

Das sagte die Jury: „Neben dem gelungenen Motto ‚Latschen und Tratschen‘ war die sehr engagierte Vernetzung der vielfältigen Partnerschaften bemerkenswert, die gebildet wurden, um altersspezifische Lösungen zu finden. Dazu gehörte das Fehlen von Begegnungsräumen, die zunehmend schlechte Erreichbarkeit von Orten (und Örtchen – ‚Nette Toilette‘) und der Wunsch nach Barrierearmut in Verkehr und Infrastruktur.“



Das Quartier

in Zahlen

Gründung
1875 und 1903
Fläche
164 Hektar
Einwohner
ca. 11.000

Baustein 4:

Verknüpfung von Alt und Jung

Die Verknüpfung von Alt und Jung im Stadtteil trägt dazu bei, dass sich alle Bewohnerinnen und Bewohner willkommen fühlen und die Gemeinschaft im Stadtteil gestärkt wird. In Mairitz-Mitte wurde der Zukunftsspaziergang genutzt, um die Aufmerksamkeit auf dieses Thema zu lenken. Mögliche Lösungen sind zum Beispiel die **Förderung von intergenerativer Wohnformen**, bei denen Menschen unterschiedlichen Alters zusammenleben. Oder die Zusammenarbeit von Schulen und Kindergärten mit Seniorenheimen, um die Generationen zusammenzubringen.



1

Seniorenbüro Mairitz

Hier wurden die Möglichkeiten für gemeinsame Freizeitaktivitäten und Projekte thematisiert, bei denen Menschen verschiedener Altersgruppen zusammenkommen und miteinander arbeiten.

2

SKA Treff

An dieser Station ging es um die Nachbarschaftshilfe im Stadtteil. Sie wurde greifbar durch die Beispiele eines Repair-Cafés und einer GIVE-Box.

3

Kinder- und Jugendhilfe St. Mairitz

Rund 200 junge Menschen jeden Alters, vom Säugling bis zum jungen Erwachsenen, finden hier Wohnraum, Schutz und Hilfestellung in jeder Lebenssituation. Wie kann die Einrichtung noch besser in den Stadtteil integriert werden?

4

Haus von Guten Hirten

Das barrierefreie Hotel liegt in ruhiger, verkehrsgünstiger Lage am östlichen Rand der Innenstadt. Hier kommen Menschen mit und ohne Behinderung zusammen – als Gäste und als Mitarbeiter. Wie lässt sich aus diesem Beispiel ein Auftrag an uns alle ableiten?

Zukunftsspaziergang Wissenschaftspark

WISSEN SCHAFFT ZUKUNFT FÜR MÜNSTER

Das sagte die Jury: „In direkter Nähe zu den naturwissenschaftlichen Zentren der Universität, zur Fachhochschule, zu den medizinischen Einrichtungen der Universitätsklinik und dem Max-Planck-Institut für Molekulare Biomedizin liegt Münsters Wissenschaftspark. Der Wissenschaftspark hat mit seinem Spaziergang signalisiert, dass er sich als Stadtteil versteht und seine Vernetzung mit der Stadt verbessern will.“

Baustein 5: Aufenthaltsqualität

Einkaufsmöglichkeiten, Cafés, Parkbänke, Vogelgezwitscher, Kinderlachen und ein Blick ins Grüne machen ein Quartier erst lebendig. Und die Form der Erholung und Entspannung, die diese Dinge mit sich bringen, ist auch zum **Auftanken in Arbeitspausen** wichtig. Das Wissenschaftsquartier kann auf keine gewachsene Struktur zurückgreifen und muss einige dieser Wohlfühlfaktoren noch aufbauen.



12345

Begrüßung im NBZ-Foyer	Expansion	Campusbildung	Nachverdichtung	Abschlussdiskussion
Im Nano-Bioanalytik-Zentrum ging es zunächst um Zahlen und Fakten zum Wissenschaftspark (WSP). Im Anschluss wurden die Stationen, die unterwegs besucht werden, erklärt und ein »Tagesziel« formuliert.	Im Center for Soft Nanoscience wurde über mögliche Expansionsflächen, Unternehmensansiedlung und Transfer sowie Um- und Ausbau der bestehenden Einrichtungen gesprochen.	Im Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin / Multiscale Imaging Centre ging es um die Frage: Wo kann es künftig Raum für Austausch, Essen und Trinken, Einkaufen, Erholung und Treffpunkte geben? Und wie können Besucher*innen und ein Leitsystem bei der Orientierung helfen?	In der Bruce Naumann Pyramide ging es um die Frage, wie kann sich die WWU weiterentwickeln? Was muss saniert und erneuert werden? Und wie lässt sich die studentische Versorgung sicherstellen?	Im Pavillon des UKM wurde u.a. die Mobilität im Wissenschaftspark vor dem Hintergrund seiner Entwicklung WP 20 30 50 angesprochen. Worauf sich alle einigen konnten: Nur in der Kooperation wird eine erfolgreiche Entwicklung in die Zukunft gelingen.



Das Quartier in Zahlen

Gründung
1993 - 1995
Fläche
502 Hektar
Einwohner
0

ZUKUNFTSSPAZIERGANG HAFEN/HANSA WAS BEWEGT DICH, HANSA?

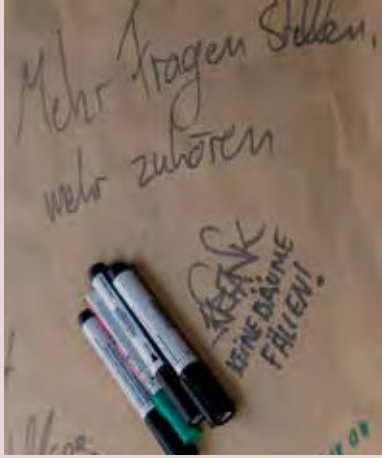
Das sagte die Jury: „Der Zukunftsspaziergang hat die Entwicklung des Hansaviertels mit der Hafenentwicklung verknüpft. Eine besondere Qualität hatte dieser Spaziergang durch eine Postkartenaktion, die es im Vorfeld allen Quartiersbewohnerinnen und -bewohnern ermöglichte, sich einzubringen. Für den Spaziergang wurden die Ergebnisse der Befragungen über große Plakate im Viertel sichtbar gemacht.“

1

2016	2018	2019	2020
Der B-Side Kultur e.V. wird 2016 im Rahmen der kreativen Initiative „B-Side“ mit den Zwecken „Förderung von Kunst und Kultur“ und „Förderung der Erziehung, Volks- und Berufsbildung“ am Stadthafen I in Münster gegründet.	Das Projekt „Hansaforum“ wird beim Projektauftrag der nationalen Stadtentwicklungspolitik „Stadt gemeinsam gestalten! Neue Modelle der Quartiersentwicklung“ bewilligt. Es sollen neue Formen der gemeinwohlorientierten und bürgergetragenen Stadtgestaltung erprobt werden.	Anwohnerinnen und Anwohner, Menschen aus Kultur, Politik, Stadtverwaltung (Immobilien-) Wirtschaft und ehrenamtlich Engagierte begegnen sich im 1. und 2. Hafenratschlag, um über die Zukunft und Perspektiven zu sprechen.	Eine Hafenmanagerin wird bei der Stadtverwaltung ein-gestellt, um den Hafendialog zu koordinieren.

Das Quartier in Zahlen

Einwohner
8000+
Spaziergang
4 km
Befragte
600



Baustein 6: Gemeinwohl

„Gemeinsam Stadt machen, statt machen lassen.“ Das ist das Motto vom Hansaforum – eine Initiative zur Gestaltung des Münsteraner Hansaviertels durch die dort lebenden Menschen. Egal, ob sie im Quartier wohnen, arbeiten oder einfach dort nur viel Zeit verbringen: **Alle sollen teilhaben können**, denen das Hansaviertel am Herzen liegt. Im Zeitraum von drei Jahren, von Anfang 2019 bis Ende 2021, haben die Menschen aus dem Viertel selbst **Werte und Ziele für die Entwicklung** ihres Stadtteils festgelegt und förderter gemeinwohl-orientierte Projekte.





Yvonne Plöger, Vorständin MuM. e.V.



DER STADTTEILTREFF

Noch vor 50 Jahren gab es in dieser Gegend fast nichts als Ackerbau. Heute ist Gievenbeck Münsters zweitgrößter Stadtteil, nur Hiltrup ist noch ein bisschen größer. Mittendrin befindet sich der Stadtteiltreff „MuM e. V.“. Das Mehrgenerationenhaus und Mütterzentrum wurde vor rund 30 Jahren durch den Zusammenschluss einiger Frauen ins Leben gerufen, die sich gegenseitig in der Kinderbetreuung unterstützt haben, um berufstätig bleiben zu können. Heute richtet sich das Angebot an alle Menschen im Stadtteil. Doch wie öffnet man ein Haus für alle? Wie gelingt es, sehr verschiedene Menschen anzusprechen und sie zu motivieren, sich mit ihren vielfältigen Fähigkeiten einzubringen?

Noch vor 50 Jahren gab es in dieser Gegend fast nichts als Ackerbau. Heute ist Gievenbeck Münsters zweitgrößter Stadtteil, nur Hiltrup ist noch ein bisschen größer. Mittendrin befindet sich der Stadtteiltreff „MuM e. V.“. Das Mehr- generationenhaus und Mütterzentrum wurde vor rund 30 Jahren durch den Zusammen- schluss einiger Frauen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund ins Leben gerufen, um sich intellektuell wie politisch austauschen zu können. Heute richtet sich das Angebot an alle Menschen im Stadtteil. Doch wie öffnet man ein Haus für alle? Wie gelingt es, sehr verschiedene Menschen anzusprechen und sie zu motivieren, sich mit ihren vielfältigen Fähigkeiten einzubringen?

Egal, ob man über die zwei Stufen oder die Rampe hereinkommt, der freundliche Empfang sagt: „Hier bist du willkommen!“ Rechts ein Poster mit den lächelnden Gesichtern aller, an die man sich hier wenden kann. Links die Tür zum Büro, das auch ein ganz klein wenig Co-Working-Space ist. Wer zu Hause keinen Drucker hat, kann diesen hier nutzen. Ein paar Schritte weiter geradeaus, dann rechts und man steht im Café, dem Herzstück des Zen-trums. Ein Baby krabbelt über den Boden. An einem Tisch wird Zeitung gelesen, an einem anderen Hausaufgaben erledigt. Zwei Seniorinnen unterhalten sich angeregt. Hinter dem Tresen trocknet ein älterer Herr ab, während eine junge Frau mit Kopftuch einen Kuchen in gleichmäßige Stücke schneidet. Gleich daneben wartet Yvonne Plöger, eine der drei Vorständinnen, mit Sohila Ben Saeed, Suleia Gülnar und Samira Sheydaei, die verschiedene Aufgaben im MuM übernommen haben. Drehen wir erst einmal eine Runde durchs Haus? Ja, bitte!

Die wuselige Atmosphäre hier in den Räumen erinnert stark an eine Großfamilie, in der jeder jeden kennt. So eine entspannte Stimmung entsteht sicherlich nicht zufällig, oder?

Y.P.: Im Gegenteil. Wir achten ganz bewusst darauf, mögliche Hürden abzubauen und Austausch herzustellen. Mütterzentren haben in den vergangenen Jahrzehnten jede Menge Expertise entwickelt, wenn es um die niedrig- schwellige Arbeit mit Menschen geht. Ich bin inzwischen hier seit 13 Jahren im Vorstand und erlebe immer wieder, dass das offene und vorurteilsfreie Aufeinander-Zugehen dabei ein wesentlicher Punkt ist. Und wer hier arbeitet, hat das zutiefst verinnerlicht. Das Ergebnis ist die herzliche Atmosphäre, die man hier erlebt. Sie wirkt so selbstverständlich, aber auch dafür braucht man ein Konzept.

Wie kann ich mir das ganz konkret vorstellen? Denn erst einmal sind es ja Fremde, die sich hier begegnen und deren Lebensstile und Lebenssituationen sich normalerweise wenig überschneiden.

Y.P.: Wir arbeiten nach dem Prinzip „Willkommen zu heißen braucht Menschen, die willkommen heißen“. Und diese Aufgabe übernehmen bei uns die Gastgeberinnen und Gastgeber. Sie sorgen bei uns für den Wohlfühlfaktor. Das Café ist mit ihnen eng verknüpft. Nur wenn das System „Café plus Gastgeberin“ wirklich funktioniert, entsteht der Effekt, dass die Menschen, die zu uns kommen, sich auch gut aufgehoben fühlen. Die erste wichtige Aufgabe der Gastgeberinnen und Gastgeber in den Zentren lautet daher, jeden zu begrüßen und allen freundlich und offen entgegenzutreten.

Kann ich mir das wie bei einer privaten Einladung vorstellen, auf der ich vielleicht niemanden von den anderen Gästen kenne? Und die Gastgeberin sorgt dafür, dass ich ins Gespräch komme, weil sie weiß, zu wem ich vermutlich schnell eine Verbindung aufbauen kann?

Y.P.: Ja, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Zu uns können alle kommen. Das macht es nicht immer leicht, diese sehr verschiedenen

»Im MuM kann man über alles reden, auch über Probleme. Immer ist jemand da, der einem einen guten Rat geben kann.«

Samira Sheydaei übernimmt Kinderbetreuung und kocht für die 50+-Gruppe.

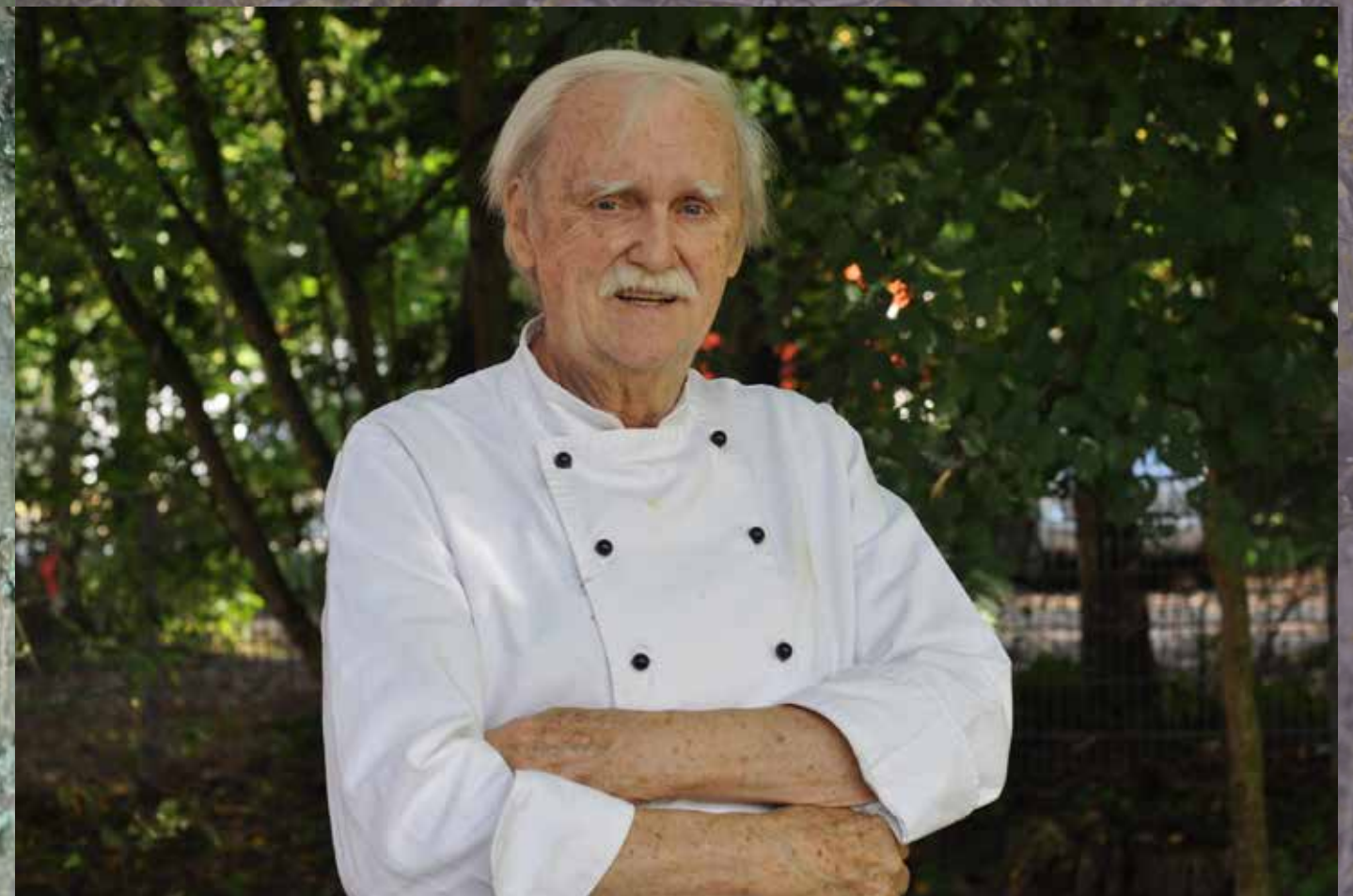


»Mein Deutsch ist hier schnell besser geworden, weil ich mich unbedingt mit allen verständigen wollte. Jetzt unterstütze ich andere beim Ankommen.«

Sohila Ben Saeed ist Gastgeberin und kocht für die Gruppe 50+.

»Ich hatte gehört, die beim MuM brauchen jemanden zum Kartoffelschälen. Und da habe ich mich gemeldet.«

Axel Koch hat früher in Südamerika rund 800 Köchinnen und Köche gemanagt, die die Menüs für die großen Airlines der Welt zubereitet haben.



Menschen an einen Tisch zu bringen. Hinter jeder Person stehen sehr individuelle Lebenssituationen, Bedürfnisse und Wertvorstellungen. Und es ist nicht damit getan, dass man Plakate aufhängt, auf denen steht, dass wir uns alle vorurteilsfrei begegnen. Damit das Zusammensein hier gelingen kann, müssen alle offen füreinander sein. Damit das gelingt, brauchen wir ein verbindendes Element. Das sind die Gastgeberinnen und Gastgeber.

Frau Ben Saeed, Sie sind Gastgeberin hier im Offenen Treff, wie kam es dazu?

Sohila Ben Saeed: Ich bin ursprünglich aus dem Iran. Das erste Mal bin ich mit meinem Mann gekommen, als mein Sohn noch sehr klein war. Wir haben nach einem Ort gesucht, um andere Menschen kennenzulernen, und vom MuM gehört. Wir dachten zuerst, dass man etwas bezahlen muss, um hier sein zu können. Aber dann haben wir erfahren, dass das nicht stimmt, und stattdessen viel Herzlichkeit erlebt, die mir unglaublich gut getan hat. Jetzt ist es mir wichtig, dass ich andere darin unterstützen kann, hier ebenfalls gut anzukommen. Deshalb arbeite ich ehrenamtlich als Gastgeberin und gebe damit etwas zurück.

Suleia Gülnar: Mir geht es ganz ähnlich. Ich bin zwar in Münster geboren und aufgewachsen, aber in einem anderen Stadtteil. In Gievenbeck kannte ich niemanden, und ich habe mich deshalb auch anfangs gar nicht wohl gefühlt. Mein Mann hat das gespürt und oft gesagt: „Geh doch mal ins MuM“, weil er so viel Gutes darüber gehört hatte. Aber ich habe mich nicht getraut. Das erste Mal sind wir dann zusammen gekommen. Heute bin ich hier im Stadtteil überall mit dem MuM-Mobil unterwegs. Mit dem Lastenrad fahre ich zum Beispiel zu Spielplätzen und spreche Frauen und Familien an, wenn ich sehe, dass sie neu in Gievenbeck sind. Denn das merke ich sofort. Und ich merke auch, wenn jemand Hemmun-

gen hat, zu kommen. Dann gehen wir beim ersten Mal zusammen rein, danach geht es allen wie mir: Wenn das Eis erst gebrochen ist, kommt man immer wieder!

Und wenn ich es richtig verstehe, kommt man nicht nur wieder, sondern wächst auch nach und nach in Aufgaben hinein. Inzwischen arbeiten hier rund 40 Ehrenamtliche. Was macht das Ehrenamt so attraktiv?

Samira Sheydaei: Ich bin sehr froh darüber, dass ich hier ehrenamtlich etwas tun kann. Ich kann meine jüngste Tochter mitnehmen und die Kinder anderer Mütter betreuen. Die Erkenntnis, dass es sich nicht ausschließt, Kinder zu haben und etwas zu tun, war für mich ein riesiger Aha-Effekt. Inzwischen koche ich auch für die 50+-Gruppe. Und auch da findet man auch wieder ein Stück Familie. Es gibt hier Omas und Opas, deren Kinder und Enkelkinder sehr weit entfernt wohnen. Auf der anderen Seite gibt es viele Familien, in denen die Großeltern fehlen. Hier findet man sich dann zusammen. Und wie in einer echten Familie sorgt man füreinander.

S.G.: Und man lernt die ganze Zeit etwas Neues. Ich habe gerade einen Mann beraten. Er ist Iraner und will Elternzeit nehmen, damit seine Frau ihre Doktorarbeit weiterschreiben kann. Dass ein ausländischer Papa aus meiner Kultur das machen will, war ganz neu für mich und ich finde das toll. Aber ich musste mich auch erst einmal schlaumachen, wie das funktioniert. Dann habe ich es ihm erklärt und nun können die beiden planen.

In einem Unternehmen würde man sich nicht nur gefühlsmäßig darauf verlassen, wie erfolgreich man mit seinen Anstrengungen ist, sondern die Effekte auch messen. Gibt es für Mütterzentren Zahlen, die belegen, was erreicht wird?

»Kinder mit Handicap werden immer anders wahrgenommen als andere. Das ist einfach so. Aber hier dürfen wir sein, wie wir sind.«

Monika Nogal Polizzi und Elena sind vor 13 Jahren nach Münster gezogen, weil Elena mit PMM2-CDG ein seltenes Syndrom hat, mit dem sie am UKM gut aufgehoben ist. Monika koordiniert den Mittagstisch und ist Gastgeberin.



»Hier bist du schnell im Kontakt. Das wirkt sich auf den ganzen Stadtteil aus. Immer trifft man jemanden und winkt sich zu.«

Suleia Gülnar sorgt dafür, dass mehr Frauen und Familien den Weg ins MuM finden.



Y.P.: Wir haben für unser Haus tatsächlich eine Kosten-Nutzen-Analyse gemacht. Wir wollten wissen, was Stadtteil und Staat davon haben, dass es unsere Einrichtung gibt. Untersucht wurde nach einer Struktur, die der amerikanische Wirtschaftsökonom und Nobelpreisträger James Heckman entwickelt hat. Heckman hat zum Beispiel untersucht, welchen Einfluss eine gute Kita auf den späteren Lebensweg haben kann. Das Ergebnis lautete, dass je früher Hilfen bei den Menschen ankommen, desto weniger Transferleistungen muss der Staat am Ende aufwenden. In Zahlen bedeutet das, dass für einen Euro, der in frühe Hilfen gesteckt wird, zu einem späteren Zeitpunkt zwölf Euro aufgewendet werden müssen, um den gleichen Effekt zu erzielen.

Wie wurde dieser Forschungsansatz auf das MuM übertragen?

Y.P.: Wir haben untersuchen lassen, was es bringt, wenn eine Frau, die mit Herausforderungen zu kämpfen hat, hier frühzeitig andockt. Unter der Leitung von Frau Prof. Maier-Gräve von der Uni in Gießen wurde ein Fallbeispiel erstellt. Dazu wurde zunächst die Lebenssituation einer jungen Frau analysiert, als sie ganz neu zu uns kam. Ihre Entwicklung wurde mit den wahrscheinlichen Verläufen gleicher Lebenssituationen ohne uns verglichen. Dazu wurden die Datenbanken der staatlichen Hilfesysteme genutzt, denn dort werden die Kosten seit Jahren anhand tausender Beispiele gesammelt und sichtbar. Im Anschluss wurde ausgerechnet, welche Kosten die beide Situationen „mit uns“ und „ohne uns“ verursachen.

Gab es nur dieses eine Fallbeispiel?

Y.P.: Nein, in sechs Mütterzentren in Deutschland wurden vergleichbare Situationen anhand von sehr unterschiedlichen Frauentypen untersucht. In unserem Fall handelte es sich um eine gut qualifizierte Migrantin. Das Ergebnis der

Untersuchung war, dass ein Euro, der in die Arbeit eines Mütterzentrums investiert wird, im Laufe des Lebens dieser Frau 57 Euro an staatlicher Unterstützung einsparen wird. Das heißt, das MuM lohnt sich total. Gefühlt wussten wir das schon lange, aber jetzt haben wir es schwarz auf weiß. Für uns ist das ein Riesenerfolg. Denn es besucht uns ja nicht nur eine Frau in der Woche, sondern es kommen 40 bis 60.

Anders als z.B. in Bayern und Baden-Württemberg werden Mütterzentren in NRW nicht gefördert. Der Betrieb muss sich selbst finanzieren. Dies bedeutet, dass Sie auch immer Finanzierungskonzepte entwickeln müssen, um bestehen bleiben zu können.

Y.P.: Es braucht tatsächlich sehr viel Engagement, Mut, Ausdauer und nicht zuletzt unternehmerisches Denken, um ein Mütterzentrum am Laufen zu halten. Aber Not macht ja auch erfinderisch – und so haben sich viele Zentren in NRW über die Jahre zu großen sozialen Unternehmen entwickelt.

Wie ist das MuM personell strukturiert, um zugleich günstig und mit echter Wirkungskraft arbeiten zu können?

Y.P.: Wir sind ja ein Verein und haben ganz klassisch einen ehrenamtlichen Vorstand. Das sind Judith Zeus, Daniela Imholt und ich. Den größten Anteil der Arbeit trägt das Team der Gastgeberinnen. Von ihnen arbeiten einige ehrenamtlich und einige werden bezahlt. Dann gibt es noch die wenigen Hauptamtlichen. Doch zusammengehalten wird das Ganze durch seine zahlreichen freiwilligen Unterstützerinnen und Unterstützer. Ob Kaffee kochen bei besonderen Aktionen, Hilfe bei Renovierungsarbeiten im Café oder sprachliche Unterstützung für Neu-Gievenbecker – viele der aktiven Besucherinnen und Besucher bringen ihre Zeit und ihr Können in den Verein ein. Ohne sie wäre das alles nicht denkbar.

Ist es denn im Team kein Thema, dass die einen bezahlt werden und die anderen nicht?

Y.P.: Nein, wir Ehrenamtlichen sind froh darüber, dass wir das Alltagsgeschäft nicht neben unseren eigentlichen Jobs machen müssen. Als Vorstand haben wir viel Spaß daran, an Wochenenden etwas zu organisieren oder bei Feierlichkeiten mitzumachen. Aber wir brauchen die hauptamtlichen Kräfte, damit das hier gut laufen kann. Ohne sie würde das nicht funktionieren. Und ohnehin rechnet hier niemand etwas gegeneinander auf. Denn hier gibt es ja nicht nur Geld als Gegenwert, sondern auch Gemeinschaft.

Welche Aufgabe haben die bezahlten Kräfte im Haus?

Y.P.: Karen Paterson koordiniert als pädagogische Leitung die Mitarbeitenden und Ehrenamtlichen und organisiert die Projekte. Cora Georgi ist ebenfalls pädagogische Leitung und verantwortet zusätzlich Website, Newsletter, Programmhefte und vieles mehr. Dr. Anja Wenning hat die kaufmännische Leitung übernommen und lotst den Verein auch durch den Dschungel der Projektanträge. Das sind alles unglaublich wichtige Positionen für uns, die uns im Ehrenamt den Rücken frei halten. Aber das ist noch nicht alles. Als Social-Profit-Unternehmen hat das MuM inzwischen bezahlte 13 Teilzeitstellen.

Woher kommt das Geld und welche Positionen werden damit besetzt?

Y.P.: Zunächst einmal gibt uns die Stadt Münster etwa die Hälfte unserer Finanzierung dazu. Vor allem dadurch, dass sie uns die Miete

und die Betriebskosten in dem Gebäude der Wohn- und Stadtbau fördert.

Wichtig! Denn ohne Zuhause kann es kein öffentliches Wohnzimmer geben.

Y.P.: Genau, und dann konnten wir durch Demokratieförderung, Digitalisierungsförderung und Coronawiederaufholprogramme einige Projektmittel nach Münster holen. Daher haben wir jetzt neben bezahlten Gastgeberinnen auch eine Elternbegleiterin, eine Coachin für junge geflüchtete Frauen und eine Koordinatorin für die Moderatorinnen des Elterntalks.

Mütterzentren sind also auch Orte von innovativem Unternehmertum und schaffen familienfreundliche Arbeitsplätze. Was können Unternehmen, die händierend nach Arbeitskräften suchen, von euch lernen?

Y.P.: Wir sind wirklich ein total familienfreundlicher Arbeitgeber. Das heißt, die Frauen, die wir einstellen, können auch mit Kind kommen. Und wenn sie oder ihre Kinder krank sind, sagt hier niemand: „Du warst jetzt schon zehn Tage krank, das geht jetzt nicht mehr so weiter.“ Denn wir setzen auf Flexibilität. Das ist ja eine Kernkompetenz von Müttern. Wir arbeiten online, wir arbeiten auf Spielplätzen, wir bekommen es hin, unsere Sachen fertigzukriegen. Nur eben nicht immer am Schreibtisch im Büro. Für junge Unternehmen ist die Philosophie der Mütterzentren vielleicht ein Ansporn: „Vor-machen, Mitmachen, Selbermachen!“ Dahinter steckt die Idee: „Nicht jeder kann alles – aber gemeinsam können wir das, was wir brauchen.“ Und mit dieser Einstellung kommt man ganz schön weit.

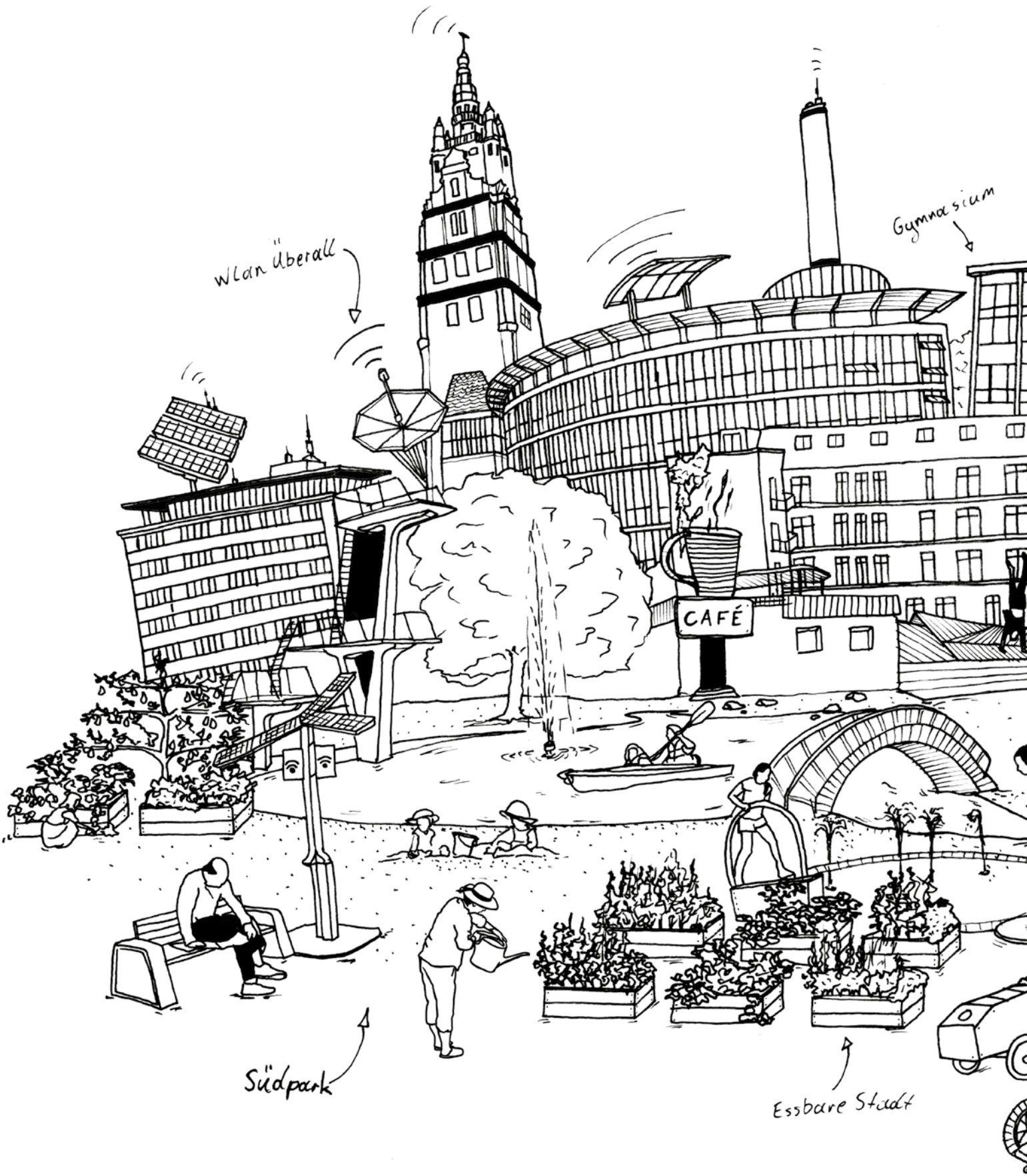
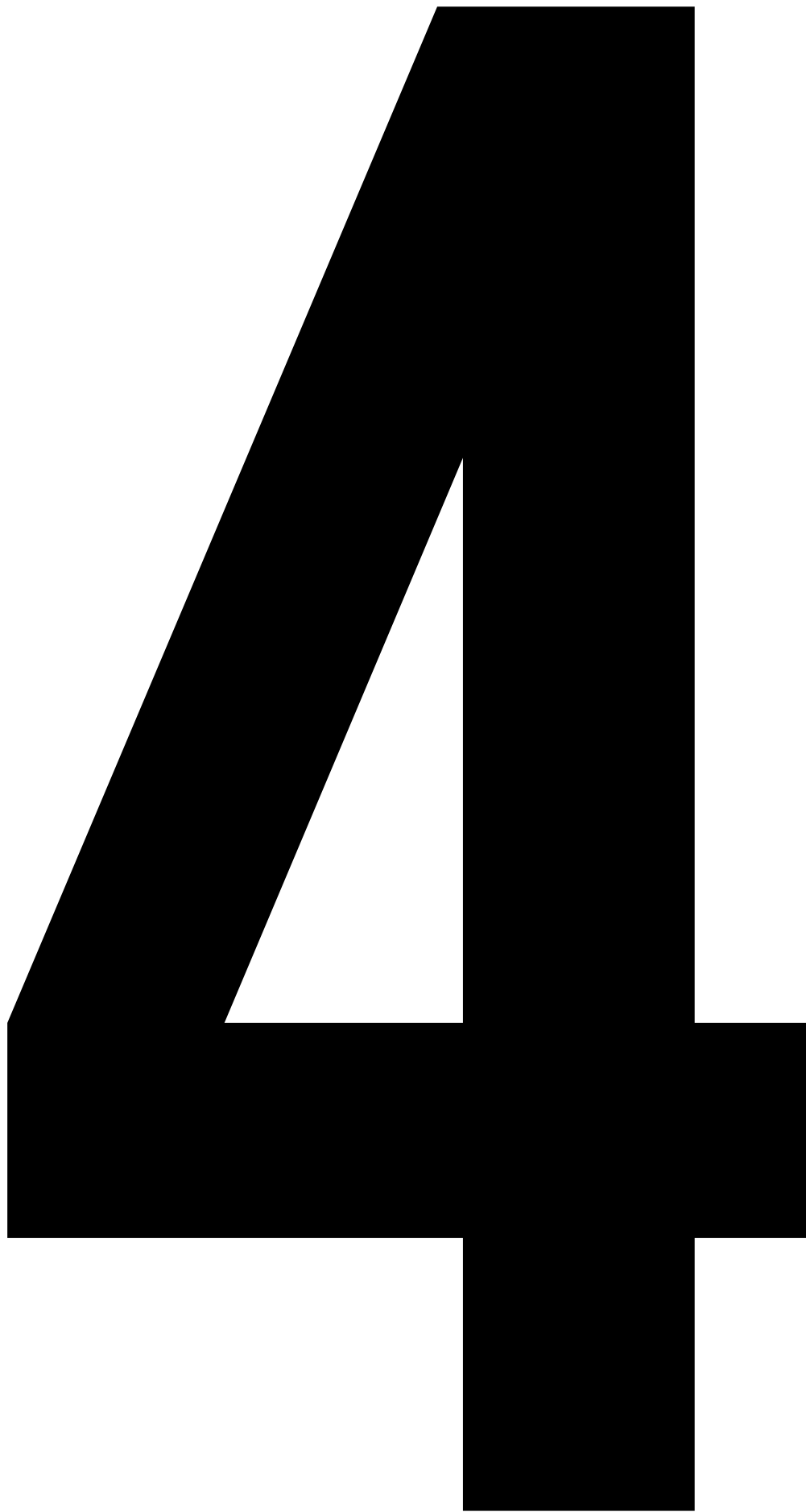
Zum Zeitpunkt der Interviews befand sich der MuM e.V. noch am Gescherweg 87. Ab Februar 2023 kann man ihn in den neuen Räumen am Gescherweg 75 besuchen.

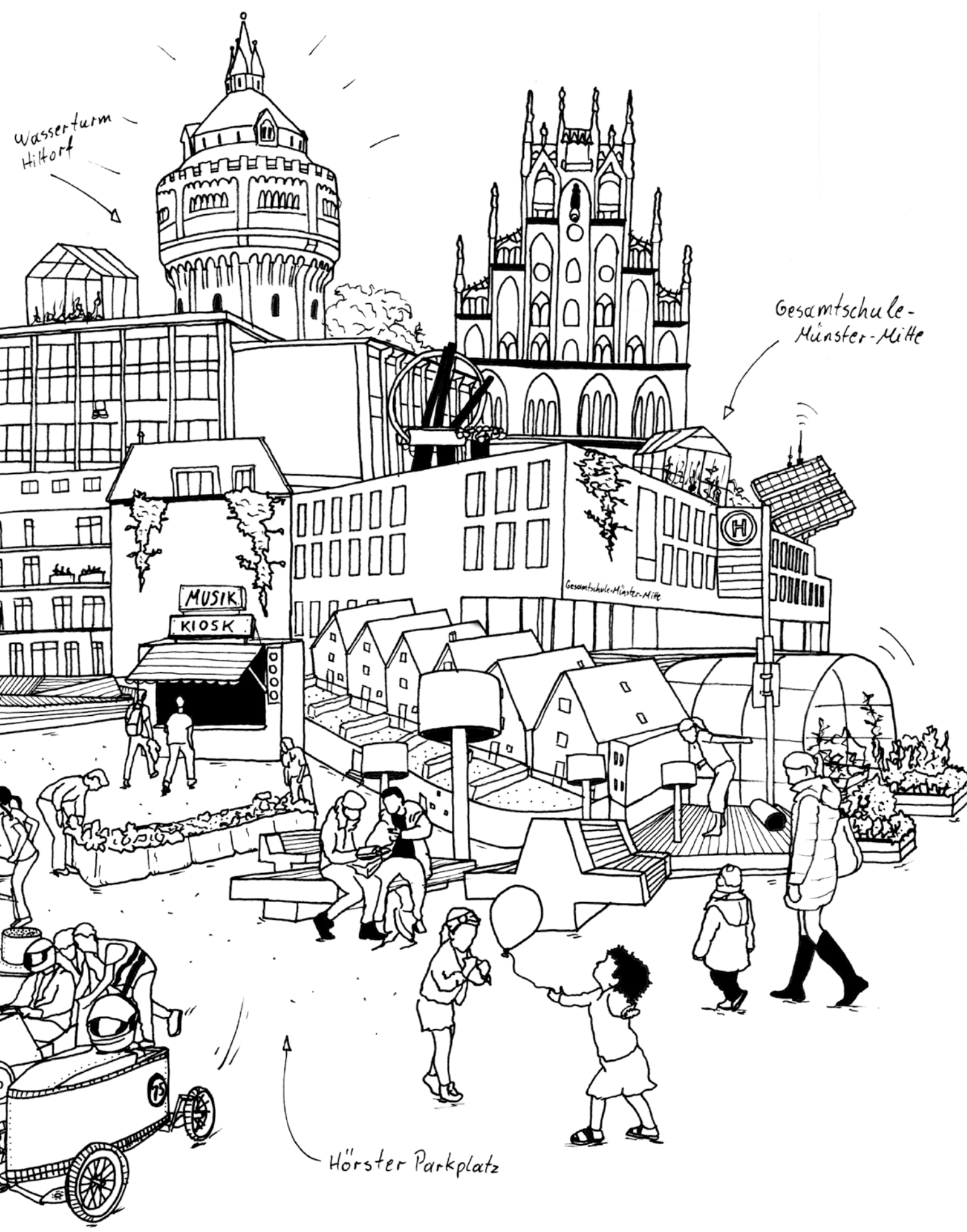
DORFBRUNNEN DER MODERNE

„Mütterzentren und Mehrgenerationenhäuser sind ein integraler Bestandteil der kommunalen Infrastruktur. Es sind ‚Dorfbrunnen der Moderne‘“, schreibt Prof. Uta Meier-Gräwe in der Broschüre „Wie Mütterzentren wirken“, die vom Bundesverband der Mütterzentren e.V. herausgegeben wurde. Im Link befindet sich das PDF zur Kosten-Nutzen-Analyse zu konkreten Fallbeispielen aus verschiedenen Mütterzentren. Die Zahlen belegen, dass es sich bei den Ausgaben für diese Einrichtungen um gut angelegtes Geld handelt. Bereits nach wenigen Jahren zahlt es sich in Form von sogenannten Earn-back-Effekten aus.



www.muetterzentren-bv.de/images/inhalt/Info-Material/2021_BVdMZ_Broschuere_Kosten_Nutzen-komprimiert.pdf





Es lohnt sich, dem Wegzug junger Menschen nach dem Studium oder der Ausbildung vorzubeugen, damit kein Mangel an Arbeitskräften entsteht und die Produktivität nicht abnimmt. Die Beteiligung junger Menschen an der Stadtentwicklung ab dem Grundschulalter erweist sich dabei als wesentlicher Schlüssel, um eine enge Bindung zur eigenen Stadt aufzubauen.

Warum ist das wichtig? Wer heute zehn Jahre alt ist, wird schon in zwei Legislaturperioden wählen und mitentscheiden können. Und wer heute die Umgebung beeinflussen darf, wird sich später stärker mit seinem Heimatort identifizieren, weniger über Wegzug nachdenken und sich nachweislich für die Stadtgesellschaft engagieren.

Vielfalt heißt, individuelle Angebote bereitzustellen, die mehr Menschen mehr Teilhabe ermöglichen. Und genau das tun Dagmar Sinsbeck und Prof. Thilo Harth an der FH Münster. Dagmar Sinsbeck leitet das Dezernat „Studium und Akademisches“. Thilo Harth hat die wissenschaftliche Leitung im Bereich Hochschuldidaktik. Wir haben über den gesellschaftlichen Auftrag an Hochschulen in Sachen Vielfalt gesprochen. Und auch darüber, was Ausbildungsbetriebe im Handwerk von Hochschulen lernen können.



Die Hochschule hat ihr Angebot durch mehr Vielfalt nicht nur verändert, sondern auch verbessert. Wie ist das gelungen?

Thilo Harth: Wir haben Vielfalt zu einem unserer Leitthemen gemacht. Konkret ging es um Diversität. Wir mögen das Wort aber nicht so. Wir wollten es lieber mit dem schönen deutschen Wort „Vielfalt“ beschreiben.

Dagmar Sinsbeck: Wir wussten, dass wir eigentlich schon sehr viele Diversity-relevanten Maßnahmen nutzen und als Hochschule ganz gut aufgestellt sind. Aber vieles erfolgte vor allem aus dem Bauch heraus und war entsprechend eher unstrukturiert. Das wollten wir ändern.

Wenn Sie nun zurückblicken: Was ist Ihre vielleicht wichtigste Erkenntnis, wenn man sich mit dem Thema Vielfalt auseinandersetzen will?

D.S.: Vielfalt ist immer relativ und daher versteht jeder etwas anderes darunter. Bei uns gelten Studierende zum Beispiel eher nicht als divers, wenn sie zuvor eine Ausbildung absolviert und einen Hochschulzugang über das Fachabitur erlangt haben. An der Uni sieht das ganz anders aus. Und die Personen, die wir wiederum als Vielfaltszielgruppe adressieren würden, sehen sich selbst vielleicht überhaupt nicht so. Dann kann es schwierig werden, mit einem Vielfaltsthema die eigentlich Betroffenen – oder richtiger: die aus unserer Sicht Betroffenen – zu erreichen.

Wie haben Sie es trotzdem geschafft?

D.S.: Wir haben relativ früh entschieden, die Studierenden nicht nach ihren jeweiligen Merkmalsgruppen anzusprechen. Also eben nicht: Jetzt machen wir etwas für Studierende aus nicht akademischen Elternhäusern, jetzt etwas für ausländische Studierende und jetzt etwas für Studierende mit Erziehungspflichten. Das wirkt schnell stigmatisierend. Stattdessen haben wir uns darauf konzentriert, dass bei vielen Gruppen die Auswirkungen aufs Studium identisch sind. Diese Auswirkungen lassen sich dann wieder in zwei große Cluster einteilen. Das eine spricht die Studierenden mit heterogenen Zeitbudgets an, das andere richtet sich an Studierende mit unterschiedlichen

Lernvoraussetzungen oder Einstiegskenntnissen. Beides greift natürlich auch ineinander.

Wie wirkt sich das auf den Fachhochschulalltag aus?

D.S.: Wenn wir uns heute die Frage stellen, was es Student X schwer macht, den Mathevorkurs zu besuchen, oder warum Studentin Y die Zusatzangebote nicht wahrnimmt, dann kann es sein, dass Student X noch arbeiten muss und zu einem bestimmten Zeitpunkt schlicht keine Zeit hat oder Studentin Y noch im Ausland ist, bevor sie mit dem Studium anfängt. Eine dritte Person pendelt vielleicht täglich zwei Stunden, weil die Wohnungen in Münster zu teuer sind. Aber all diese Aspekte müssen wir nicht mehr einzeln adressieren, sondern können sie mit unseren Maßnahmen erfassen.

Wie kann man sich eine konkrete Lösungsidee vorstellen?

T.H.: Es ging zum Beispiel um die Frage: Wie bekommen wir es besser hin, den unterschiedlichen Zeitbudgets der Studierenden zu entsprechen? Wie werden wir also jenen gerecht, die Teilzeit studieren, weil sie berufstätig sind oder Familienverpflichtungen haben? Eine Lösung war zum Beispiel, bestimmte Lehrveranstaltungen aus dem Studienprogramm in ein Blended-Learning-Format zu übersetzen, um durch den Mix aus Online- und Präsenz-Vorlesungen die Studierenden besser zu erreichen.

Wäre es unter diesen unterschiedlichen Voraussetzungen vielleicht sogar passender, den Unterricht komplett online anzubieten?

D.S.: Spätestens mit Corona haben wir hinsichtlich der Online-Veranstaltungen viele Erkenntnisse gewonnen und unsere Angebote verbessern können. Wir wissen jetzt mit großer Gewissheit, dass Online-Veranstaltungen nicht immer des Rätsels Lösung sind. Einen Studiengang ausschließlich online anzubieten, ist für das Lernen problematisch. Man braucht – abhängig vom Fach – einen gewissen Anteil an Präsenz für gute Ergebnisse und die Identifikation mit dem Studium. Immens wichtig jedoch ist das Präsenzstudium für die soziale Vernetzung der Studierenden untereinander.

T.H.: Das gemischte Angebot hat den Vorteil, dass wir die Präsenz heute viel besser begründen können. Es hat eine ganz andere Wirkung, wenn wir sagen: „Liebe Leute, wir wissen, dass der 15.9. ein blöder Tag für euch ist und es mit der Kinderbetreuung oder wo auch immer stressig werden kann, aber wir wissen, dass wir diesen Termin unbedingt von euch einfordern müssen, weil er den Wirkungsgrad der ganzen Studienvorbereitung extrem erhöht. Das heißt, wenn ihr Klimmzüge machen müsst, um zu kommen, könnt ihr sicher sein, dass sich das wirklich lohnt.“ Als Hochschule sehen wir uns in der Pflicht, eine gute Mischung zu finden und an den Stellen, an denen Präsenz wirklich wichtig ist, zu sagen: „Ok, wir greifen hier auf dein Zeitbudget zu, obwohl wir wissen, dass es für dich echt eng werden kann. Aber an der Stelle ist es absolut sinnvoll. Also krieg bitte deinen Hintern hoch und mach es möglich.“

STUDIEREN MIT BEEINTRÄCHTIGUNG

Die Zentrale Studienberatung der FH Münster informiert gemeinsam mit der Zentralen Studienberatung und der „Koordinierungsstelle Studium mit Beeinträchtigung“ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster zu allen Fragen rund um die Studienorganisation, Nachteilsausgleiche, Barrierefreiheit in den Gebäuden und bei Lehr-/Lernmaterialien und strukturelle Hilfen. Das Angebot richtet sich an Studierende und Lehrende mit länger andauernden oder dauerhaften Beeinträchtigungen, wie zum Beispiel Bewegungs-, Seh-, Hör- oder Sprechbeeinträchtigungen, psychischen oder chronischen Erkrankungen, Autismus, AD(H)S, Legasthenie, Dyskalkulie oder anderen Teilleistungsstörungen.

Gibt es auch Grenzen in dem Versuch, möglichst vielen Lebensumständen gerecht zu werden?

D.S.: Es gibt keine Eier legende Wollmilchsau, die alle glücklich macht und alle Gruppen anspricht.

Wichtig ist daher umso mehr, dass die Anforderungen und die Strukturen ganz transparent gemacht werden, so dass jeder den Sinn dahinter erkennen kann.

T.H.: Wir leben ständig mit Widersprüchlichkeiten. Zum Beispiel mit dem Spagat, dass wir einerseits Unterstützungsangebote und begleitende Maßnahmen anbieten, um den Studierenden das Studium zu erleichtern. Andererseits versuchen wir genau das Gegenteil zu fördern: mehr Selbstständigkeit, mehr Eigenverantwortung, mehr Aktivierung der Studierenden. Ein anderes Beispiel: Wir machen Frontalunterricht inklusive Klausurenmarathon und dennoch sagen wir: „Es ist wichtig, dass du dich selbst in einem Portfolio reflektierst und deine Lernfortschritte zu deiner bisherigen Lernbiografie in Beziehung setzt.“

Es ist sicherlich eine Herausforderung, diese Widersprüchlichkeiten, die sich aus den unterschiedlichen Anforderungen ergeben, und dazu einem Thema wie Vielfalt irgendwie gerecht werden zu wollen. Würden Sie sagen, es lohnt sich trotzdem, weil ein Angebot, das Vielfalt berücksichtigt, ein attraktives Angebot ist?

T.H.: Absolut. Dazu ein praktisches Beispiel aus meinem persönlichen Leben. Mein Bruder ist Handwerksmeister und er hat einen großen Brass darauf, dass heute alle nur studieren wollen und er keinen Nachwuchs mehr findet. Wir als Hochschule sind auch deshalb erfolgreich mit unseren Angeboten, weil wir sie passgenau für die Interessen und Lebensumstände junger Menschen machen. Und ich sage meinem Bruder und Handwerksmeistern generell, dass es ein Fehler ist, dass das in den Handwerksbetrieben entweder gar nicht oder zu wenig gemacht wird. In der Ausbildung bist du im ersten Lehrjahr eine kleine Nummer, die bewusst klein gehalten wird. Es ist noch heute selbstverständlich, dass du aushalten musst, wie ein Geselle so mit dir umgeht, was eigentlich nicht in Ordnung ist. Und so wird das Gefälle zur Hochschule, die stattdessen sagt: „Wir bieten dir auch vegane Ernährung, weil wir berücksichtigen, dass du ein anderes Ernährungsverhalten hast. Wir haben ein Fahrradparkhaus gebaut und eine Lounge eingerichtet – inklusive Ladestation für dein Handy“, natürlich groß. Während wir versuchen, das

ganze Umfeld irgendwie mitzudenken, Zeitbudgets, Lernvoraussetzungen und viele andere Dinge, ist es in einem Ausbildungsverhältnis oft noch so, dass du gesagt bekommst: „Ok, du hast den Ausbildungsvertrag unterschrieben, also darfst du jetzt 400 qm weiß an die Wände malen. Und wenn du dich darin bewährt hast, darfst du irgendwann auch mal den Bulli fahren. Und dazwischen kriegst du alle möglichen Nackenschläge.“

Was würden Sie empfehlen?

T.H.: Wir müssen das ändern. Gesellschaftlich haben wir ein Problem, wenn alle studieren wollen. Daher müssen wir darüber nachdenken, wie attraktiv Alternativen zu Hochschulen sein müssen, die sich aus guten Gründen Gedanken darum machen, wie sie ihre Zielgruppen erreichen. Andersherum gesprochen: Wenn wir als Hochschule sagen würden: „Ist uns doch egal, wer da kommt, wir halten unsere Vorlesungen und drehen den Studierenden den Rücken zu, ob sie zuhören oder nicht“, könnte ich mir vorstellen, dass es auch für uns nicht so einfach wäre, unseren Stellenwert zu behalten. Im Sinne der Ausgewogenheit der Angebote müssten sich Handwerksberufe allerdings ähnlich gut auf ihren Nachwuchs einstellen, um interessant für ihn zu sein.

Wir alle befinden uns in einem Prozess der Transformation. Der Bildungssektor setzt sich mit neuem Lernen auseinander, in vielen Unternehmen wird mit „New Work“ das Büro der Zukunft diskutiert und ausprobiert. Was kann man hinsichtlich Transformation und agilen Arbeitsmethoden von Ihnen lernen?

D.S.: Wir arbeiten in unglaublich vielen Austauschkreisen. Die kosten viel Zeit, sind aber auch sehr effektiv, weil sich die Bereiche dabei gegenseitig befruchten. Wir haben zum Beispiel allen Fachbereichen ein sogenanntes Diversity-Profil vorgestellt und gesagt: „Schaut her, das ist der hochschulweite Durchschnitt. Bei euch sind es so viele Studierende mit abgeschlossener Berufsausbildung, so viele, die über 15 Stunden arbeiten, so viele mit Erziehungspflichten, so viele Ausländer, Nicht-Muttersprachler, Studierende mit körperlicher Beeinträchtigung usw.“. Die Fachbereiche haben darauf nicht wirklich überrascht reagiert. Denn auch wenn diese Merkmale erstmalig mit Zahlen

belegt werden konnten, kannten die Bereichsleitungen natürlich ihre Studierendenschaft. Und, wie ich eingangs schon sagte, die Fachbereiche hatten bereits ein gutes Gefühl dafür entwickelt, welche Unterstützungsmaßnahmen gebraucht werden. Mit den Zahlen haben wir jedoch für statistisch belegtes Material gesorgt. Wir konnten es für vertiefende Überlegungen und strategische Planungen nutzen.

T.H.: Von außen wird der Job von Hochschullehrern – das gilt übrigens auch für alle Lehrer – doch so gesehen: Die machen ihren Unterricht, gehen nach Hause, machen dort noch ein bissl Vor- und Nachbereitung und das wars. Nimmt man sich dann aber so ein Thema wie Vielfalt vor, merkt man schnell, dass eine Hochschule eine gesellschaftliche Institution ist. Professoren, Lehrende und die Verwaltung haben zahlreiche Aufgaben über diese Beschreibung hinaus. Und viele davon sind erst in den letzten Jahrzehnten entstanden.

In welchen Bereichen musste sich die Hochschule transformieren?

T.H.: Relativ neu ist noch, dass wir für Studierfähigkeit sorgen müssen. Das war vor 20 oder 30 Jahren überhaupt keine Frage für eine Hochschule. Früher hieß es: „Wenn die hierhin kommen, dann haben sie auch das zu lernen, was ich ihnen vorsehe.“ Das ist längst nicht mehr so. Wir sehen uns heute in einer ganz anderen Verantwortung gegenüber den Studierenden, aber auch gegenüber der Gesellschaft. Es kommen Leute zu uns, die Verpflichtungen haben, die sie eigentlich am Studium hindern, aber wir wollen die unbedingt hier haben, weil wir glauben, dass wir ihnen eine Nachqualifizierung oder Weiterentwicklung – zum Beispiel im Bereich Pflege – anbieten können, die wichtig für ihre Entwicklung ist. Diesen Bereich weiterzubringen ist aber auch gleichzeitig eine gesellschaftliche Verantwortung. Gleichzeitig wissen wir, dass das nur mit Leuten funktioniert, die schon berufstätig sind. Deswegen müssen wir ein passgenaues Studienangebot machen. Das ist bei Gutes Morgen Münster übrigens ganz ähnlich. Es war nicht die Idee der Verwaltung, dass wir uns jetzt dem Thema Vielfalt widmen, sondern ein Wunsch aus ganz unterschiedlichen Bereichen der Bürgerschaft heraus, die gesagt haben: „Guckt auf das Thema Vielfalt, das ist aus unserer Sicht wichtig.“ Außerdem

gab es eine große Umfrage, die „Szenario-Analyse“, an der sich 16.000 Menschen aus Münster beteiligt haben. Und da wurde gesellschaftliche Vielfalt als wichtiger Punkt genannt, ohne dass konkret danach gefragt worden ist. Das Bedürfnis, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, ist also da.

T.H.: Diese gesellschaftliche Dimension bezieht sich bei uns auch direkt auf die Stadt Münster. Also, wenn wir nicht daran interessiert wären, wie sich so eine Stadt weiterentwickelt, wer dann? Daran haben wir ein großes Interesse, denn je attraktiver eine Stadt ist und je interessanter die Fragen in der Stadt sind, desto spannender ist die Hochschule. Ich bin sehr froh darüber, dass wir nicht sagen müssen, Münster ist zwar irgendwie nicht so die geile Stadt, aber wir sind eine gute Hochschule. Das wäre furchtbar. Es ist so viel besser, sagen zu können, wir haben ein tolles Umfeld, das wir mitgestalten, und der westfälischen Bräsigkeit auch mal ein bisschen Dampf machen können. Und dann geht es immer wieder um gesellschaftliche Herausforderungen, wie zum Beispiel die Zunahme von Geflüchteten, die in die Hochschule integriert werden können. All das steckt in diesem Vielfaltsthema drin.

Während sich die Integration ständig darum bemüht, Besonderheiten im Durchschnittlichen unterzubringen, geht der inklusive Ansatz davon aus, dass Verschiedenheit das Normale ist. Würden Sie so Ihren Ansatz beschreiben?

D.S.: Ja, ich glaube, dass macht es tatsächlich aus. Wobei wir hier nicht im Wolkenkuckucksheim oder auf einer paradiesischen Insel leben. Wir haben irgendwann gesagt, wir packen da jetzt nicht mehr das Label „Diversity“ drüber, das Wort war bereits verbrannt. Selbst mit dem Wort Vielfalt sind wir sehr zurückhaltend umgegangen und haben immer versucht, eher schon ohnehin aktuelle Themen, aktuelle Projekte, aktuelle Maßnahmen in den Blick zu nehmen und darüber das Thema Vielfalt voranzubringen.

Klingt, als müssten sie auch das ein oder andere dicke Brett bohren.

D.S.: Uns brennt die Frage unter den Nägeln, wie wir bestimmte Zielgruppen für Studiengänge

besser erreichen können, in denen sie unterrepräsentiert sind. In den Studiengängen „Soziale Arbeit“, „Ökotrophologie“ oder „Pflege“ ist der Frauenanteil recht hoch, da fallen die Männer eher unter das Label „divers“. Bei den Ingenieuren ist es genau umgekehrt. An dieser Stelle erleben wir in manchen Fachbereichen auch Ignoranz. Da gibt es einerseits die klare Wahrnehmung der Situation und dennoch wenig Veränderungsbereitschaft. Wir würden gern ein maßgeschneiderteres Studieren ermöglichen. Zum Beispiel dadurch, dass Studierende auch Veranstaltungen anderer Fachbereiche besuchen oder interdisziplinäre Gruppen bilden können. Dieses Über-den-eigenen-Tellerrand-Hinausgucken ist für das berufliche Leben enorm wichtig. Um allerdings an der Hochschule die Voraussetzungen dafür schaffen zu können, bräuchten wir mehr zeitliche Übereinstimmung bei den Stundenplänen aller Studiengänge. Dazu müssten wir wiederum alle Fachbereiche dafür gewinnen, dass sie bestimmte Zeitfenster nicht länger mit verpflichtenden Inhalten belegen. Denn dadurch würden sie bei allen Studierenden zur individuellen Gestaltung offen bleiben. Genau das erfordert jedoch noch viel Überzeugungsarbeit.

T.H.: Wir haben innerhalb der Hochschule erkannt, dass Begriffe wie Energie- und Gebäudetechnik zu abstrakt für Schülerinnen und Schüler sind. Aber das Klima schützen wollen sie alle. Warum also nicht einfach mal das Programm greifbarer beschreiben, wie: „Klimaschutz braucht Energie- und Gebäudeexperten“. Denn genau das wird man in diesem Studiengang, und das wiederum interessiert Jungs und Mädchen gleichermaßen, weil Klimaschutz jetzt nicht irgendwie geschlechtsmäßig unterschiedliche Interessen hervorruft.

Aber ein gutes Marketing allein ist vermutlich noch nicht ausreichend, um diverse Gruppen für ein Studienfach anzusprechen, oder?

T.H.: Nein. Wir überlegen auch, wie wir es schaffen, nicht immer wieder in den ersten vier Semestern Studierende mit dem ausschließlichen Fokus auf die technischen Grundlagen zu verlieren, weil es erst danach für die Studierenden richtig interessant wird und beispielsweise konkret zum Klimaschutz gearbeitet wird. Also werbe ich dafür: „Versucht doch mal hinzukriegen, dass es

schon im ersten oder zweiten Semester um Fragestellungen geht wie: „Wie kriegen wir Plastik aus den Meeren raus?“ und wenn Studierende dann merken, dass das genau in die Richtung geht, die sie so brennend interessiert, aber ihnen die Grundlagen fehlen, gewinnen diese automatisch an Bedeutung. Es lässt sich übrigens als Student auch einfacher am Abend in der Kneipe sagen: „Ich forsche gerade daran, wie man Plastik aus dem Meer rauskriegt“, als: „Ich kämpfe aktuell mit Mathe, Physik oder Chemie.“ Manchmal brauchen wir als Professoren mehr diese konkrete Studierendenperspektive.

FH MÜNSTER

Mit rund 15.000 Studierenden, 12 Fachbereichen und einer zentralen wissenschaftlichen Einrichtung (Münster Centrum für Interdisziplinarität) ist die FH Münster University of Applied Sciences eine der größten Hochschulen für angewandte Wissenschaften Deutschlands. Im PLUSPUNKT-Programm können Studierende der FH Münster an kostenlosen Veranstaltungen teilnehmen, die Zusatzqualifikationen neben dem eigentlichen Studium bieten. Die vier Themenfelder knüpfen an wichtigen Fragestellungen der Gegenwart und Zukunft an. Es geht dabei um Selbst-, Sozial- und Methodenkenntnisse, unternehmerische Kompetenzen, interkulturelles Wissen und digitale Fähigkeiten.

In welchen Bereichen läuft es besser?

D.S.: Zusätzlich zu allen anderen Anstrengungen fördern wir sehr stark die interdisziplinäre Forschung. Das ist eine Maßnahme, die auch ganz unmittelbar für mehr Vielfalt sorgt, weil sie zur Öffnung der Köpfe beiträgt. Doch um zu verinnerlichen, dass nicht jeder Mensch so ist wie ich selbst, und um diese Tatsache tiefgreifend zu akzeptieren, muss ich Erfahrungen sammeln können. In studentischen Arbeitsgruppen gelingt das zum Beispiel sehr gut, weil etwa der Designer feststellt,

dass die Wirtschaftsstudentin, die neben ihm sitzt, eine ganz andere Denke hat, und die Wirtschaftsstudentin wiederum feststellt, dass auch so eine künstlerische Sicht auf ein Projekt zu einem guten Produkt führen kann. Wenn das passiert, haben wir viel erreicht.

Sie haben jetzt einige Male von „wir“ gesprochen. Wer arbeitet konkret an der Transformation der Lehre unter dem Stichwort Vielfalt?

T.H.: Als ich eben über den Klimaschutz gesprochen habe, lief diese Beratung über das „Wandelwerk“. Das „Wandelwerk“ ist ein Zentrum für Qualitätsentwicklung. So heißt es offiziell. Wir haben nämlich bewusst nicht gesagt, das ist die Stabsstelle Hochschuldidaktik/Qualitätsmanagement, sondern gemeinsam mit unseren Designern nach einem Namen gesucht, der niedrigschwellig ist und ausdrückt, was wir erreichen wollen. Und „Wandelwerk“ sagt, wir wollen einen Wandel der Lehr- und Lernkultur in dieser Hochschule erreichen. Zugegeben, das ist sehr hochgegriffen, aber letztlich geht es darum. Das „Wandelwerk“ war mit einem Antrag im Qualitätspakt Lehre vertreten, mit dem wir erfolgreich 15 Millionen Euro eingeworben haben. Dieses Projekt des Bundesministeriums für Bildung und Forschung lief von 2011 bis 2021 und in diesem Zusammenhang haben wir gesagt, wir versuchen die Hochschuldidaktik – was an sich schon ein sehr sperriges Wort ist – mit unserem ohnehin schon starken Qualitätsmanagement zu vereinen. Das lag für uns auf der Hand, weil Lehre ein Kernprozess der Hochschule ist und Qualität in der Lehre wiederum ein wesentlicher Bestandteil des Qualitätsmanagements ist. Also passen diese beiden Bereiche sehr gut zusammen und wir vereinen sie unter dem Begriff „Wandelwerk“.

Wie kann man sich Ihr Angebot konkret vorstellen?

T.H.: Wir machen Weiterbildungsangebote. Das heißt, wir sagen: „Liebe Kollegen, wenn ihr ans Curriculum ranwollt, können wir euch unterstützen.“ Entweder bieten wir das aktiv an oder die Fachbereiche kommen auf uns zu und sagen: „Da knirscht es gerade in einem Studiengang!“ Oder: „Hier haben wir Optimierungsbedarf. Wir haben

da gehört, ihr könntet da mithelfen. Wie sollen wir das machen?“ Häufig sind wir dann lediglich als externe Moderatoren dabei. Aber das hilft schon mal, die verschiedenen Eitelkeiten im Zaum zu halten. Mit einer fremden Person im Raum wird die Form eher gewahrt und persönliche Konflikte mehr hintenangestellt, als bei Kollegen, die unter sich bleiben.

Es geht also um den Versuch, eine bessere Gesprächsatmosphäre zu erlangen ...

T.H.: ... und dann auch darum, als eine Art trojanisches Pferd mehr Innovation in den Diskurs zu streuen. Zum Beispiel, indem ich vorschlage, ein Projekt an den Anfang des Studiums zu stellen. Wie schon erwähnt, so ein Vorschlag kommt nicht immer gleich gut bei allen an, aber er setzt einen Diskussionsprozess in Gang. Trotzdem haben wir immer wiederkehrende Prozesse, und man denkt: „Mein Gott noch mal, das könnte doch jetzt eigentlich schon längst vorwärtsgegangen sein.“

D.S.: Vermutlich muss der Wandel zunächst einmal auf einer sehr persönlichen Ebene stattfinden, damit man aktuelle Anforderungen nicht ständig mit der eigenen Vita vergleicht. Sei es, dass man selbst damals durch die vier Semester Grundlagen musste und rückblickend findet: „Das hat mir doch auch nicht geschadet!“, oder große Hürden überwinden musste und der Meinung ist: „Auf mich hat damals auch keiner Rücksicht genommen und jetzt tragen wir denen das Studium hinterher.“

T.H.: Das ist ein ganz, ganz wichtiger Punkt, zumal wir ohnehin gleichzeitig widersprüchliche Botschaften senden. Wir sagen einerseits: „Bitte komm an diese Hochschule und sei selbstständig“, „Mach eigenverantwortlich dein Studium, sei selbstorganisiert, entfalte deinen Geist und mach deine Schwerpunkte“, und andererseits sagen wir: „Oh, das können die gar nicht, wir müssen ihnen unbedingt helfen.“ Frau Sinsbeck weiß, dass ich da manchmal sehr kritisch bin, denn es ist ein klassisches Dilemma. Einerseits machen wir feste Stundenpläne in manchen Fächern so eng getaktet, dass keine Luft mehr zum Atmen bleibt. Dann ist klar, Montagmorgen beginnt um 8 Uhr das Fach X und deine Woche endet mit dem Praktikum am Freitagnachmittag. Und weil es möglicherweise Schwierigkeiten in Mathe gibt, gibt es ein Stütz-

angebot. Und wer das nicht wahrnehmen kann, erhält ein anderes Stützangebot.

Wo bleibt denn da der Mut zur Lücke und zur Eigenverantwortung?

T.H.: Ja, es ist verrückt. Wir sagen: „sei selbstständig“, und entwickeln dann alle Maßnahmen, die eigentlich in die Unselbstständigkeit führen. Das kann man auch zuspitzen und sagen: Wenn man viele Hilfsangebote bereitstellt, muss vielleicht niemand mehr aus eigener Kraft aus dem Quark kommen. Und diese Kraft zu entwickeln, ist wichtig. Aber gelingt das noch, wenn ständig jemand kommt und sagt: „Ich sehe, du hast hier ein Defizit, da haben wir übrigens hier den Studitrainer und da den Film und noch etwas anderes!“? Als Hochschulen befinden wir uns ständig in dem Spagat, einerseits zu sagen: „Mensch Leute, seid selbstständig, entfaltet euren Geist, macht euer Ding und es ist nicht schlimm, wenn ihr auch mal einen Umweg geht“, und andererseits zu wissen, wir können euch auch nicht vollkommen loslassen, weil ihr an manchen Stellen einfach Unterstützung braucht. Oftmals überreißen wir aber diese Art von Unterstützung auch, was dann zur vollständigen Unselbstständigkeit führt.

Dieses Dilemma kennen zahlreiche Eltern!

T.H.: Mich macht das kirre. Ich habe das Zitat eines Studenten im Kopf, das sinngemäß so lautet: „Studium ist eigentlich die Fortsetzung von Schule. Es gibt einen Stundenplan, aber man muss nicht mehr aufzeigen.“ Und ich denke: „Hilfe!“ Ich habe Kollegen aus den betreffenden Studiengängen gefragt, wie sie das finden. Und die sagen: „Alles gut! Unsere Jungs sind so. Die brauchen ’nen festen Stundenplan, die brauchen dieses Korsett.“ Und da haben die auch recht, vielen ist das wirklich eine große Hilfe. Aber dass das auch beinhaltet, dass wir sie gängeln und reglementieren und ihnen zu wenig Raum für freie Entfaltung geben, stimmt auch. Kurz: Dieser Student braucht das vielleicht genau so, aber der nebenan braucht das vielleicht eben nicht mehr so und schon sind wir wieder beim Vielfaltsthema und bei der Frage: „Wie können wir diese Muster ein Stück weit aufbrechen?“ Es bleibt eine Gratwanderung.

WIE SEHEN JUNGE MÜNSTERANERINNEN UND MÜNSTERANER IHRE STADT?

Kinder und Jugendliche bringen aufgrund ihres Alters und ihrer Lebenserfahrungen neue Ideen in die Stadtentwicklung ein und leisten damit wertvolle Beiträge zur Gestaltung der Stadt. Auffallend ist, dass sich in ihren Lösungsideen ganz viele Aspekte im Sinne des Gemeinwohls finden. Ihre Beteiligung darf aus diesem Grund keine freundliche Geste, sondern sollte ein Muss sein, wenn eine Stadt es ernst meint mit ihrer Transformation in Richtung Zukunft.

Mit zwei Modellprojekten unter der Leitung von Anke M. Leitzgen haben deshalb Profis aus Stadtentwicklung, Stadtmarketing, Architektur und Pädagogik gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen untersucht, welche digitalen und analogen Prozesse die Mitsprache junger Menschen für alle Beteiligten zu einer positiven Erfahrung machen. Und was gebraucht wird, damit die Ergebnisse zu nachhaltigen Veränderungen führen.



SCHULPROJEKTE

STADT / JUGEND

MODELLPROJEKT 1: WIE VIELFÄLTIG IST DEIN VIERTEL?

Das Wilhelm-Hittorf-Gymnasium hat mit allen fünften Klassen und einer achten Klasse am Wandertag 2019 vor den Sommerferien die **Vielfalt des Stadtviertels** rund um die Schule digital untersucht. Die Ergebnisse wurden in den Zukunftsprozess Münster 20|30|50 eingebunden.

Beteiligung In Zahlen

Beteiligte

170

Alter

11-14

Zeitraum

1 Vormittag

1

Recherche mit App

Fünf Klassen waren einen Vormittag lang in kleinen Teams im Südviertel mit der App #stadtsache unterwegs, um Fundsachen rund um das Thema Vielfalt festzuhalten. Jede Klasse hat ein eigenes Aufgabenpaket erhalten. Dabei ging es um Bewegung, mobile Infrastruktur, Nachhaltigkeit und Grünbereiche. (Abb. 6, 7, 8, 9, 10, 11)

2

Termin mit dem OB

Die Ergebnisse wurden vom #stadtsache-Team als digitale und analoge Dokumentation aufbereitet. Alle Teilnehmenden wurden ins Rathaus eingeladen, um die Ergebnisse dem Oberbürgermeister Markus Lewe und dem Stadtbaurat Robin Denstorff vorzustellen. (Abb. 1-5, 12, 13, 15)

3

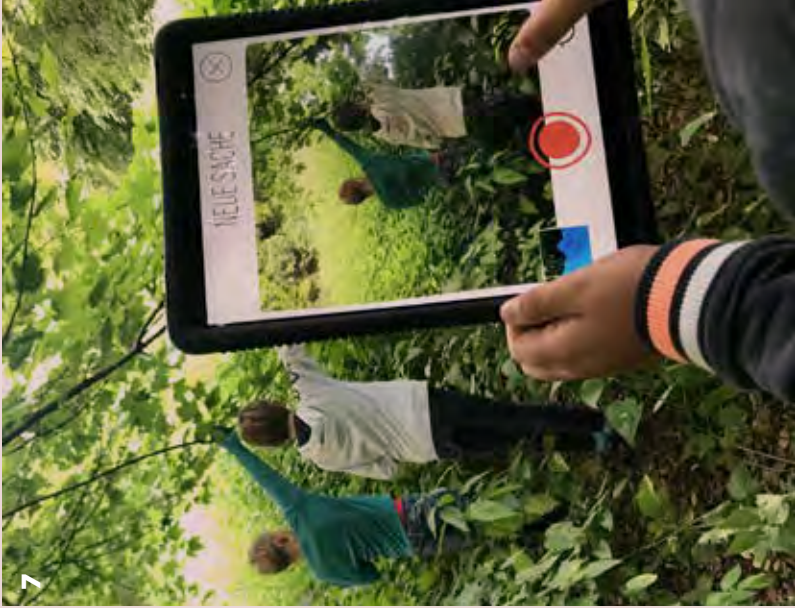
Planung

Im Anschluss wurden die Ergebnisse der Beteiligung vom Amt für Mobilität und Tiefbau, vom Ordnungsamt und vom Amt für Grünflächen, Umwelt und Nachhaltigkeit geprüft. Nach der Prüfung wurde eine Präsentation für die Kinder und Jugendlichen vorbereitet.

4

Ausblick

Eine Delegation der Schule wurde von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Verwaltung im Stadthaus eingeladen. Den Kindern und Jugendlichen wurde die Analyse ihrer Ergebnisse sehr detailliert vorgestellt. Erster Erfolg: Eine markierte Kreuzung wurde bereits für ihren verbesserten Schutz mit einer neuen Beschilderung ausgestattet. (Abb. 14, 16)



Digitale Beteiligung to go Das #stadtsache-Konzept

Um die Aktion auch für das aktive Demokratie-Lernen zu nutzen, verknüpft #stadtsache die Beteiligung mit einem didaktischen Ansatz. Kleine Teams arbeiten mit je einem Tablet. Die Teamarbeit ist keine Notlösung, sondern empfiehlt sich aus mehreren Gründen:

- **Alle lernen voneinander.** Dem einen fällt etwas auf oder ein, was dem anderen vielleicht entgangen wäre. Dieser Ansatz eignet sich auch für heterogene Gruppen.

- **Ausgereifte Ideen werden festgehalten,** weil alle einbringen, was ihnen am besten liegt. Einer fotografiert gern, eine andere ergänzt eine Sprachnachricht oder malt die Skizze ins Bild.

- **Alle im Team erleben ein sofortiges Feedback,** da unentwegt untereinander gefachsimpelt und voneinander gelernt wird.

- **Unkomplizierter Austausch im Klassenraum:** Die Teams können ihre Ergebnisse nach dem Zukunftsspaziergang direkt über den Beamer teilen und einander vorstellen.

[stadtsache.de/
projekt/muenster_
vielfalt/Vielfalt_
Wilhelm_Hittorf_
Gymnasium](https://stadtsache.de/projekt/muenster_vielfalt/Vielfalt_Wilhelm_Hittorf_Gymnasium)



MODELLPROJEKT 2: MAPPING THE CITY

An der Gesamtschule Münster Mitte hat die SoWi-AG mit Jugendlichen der achten und neunten Klassen ein halbes Schuljahr lang Ideen für die Neuentwicklung des Hörster Parkplatzes entwickelt. Der Parkplatz liegt mitten in der Innenstadt von Münster. Seit einigen Jahren wird darüber nachgedacht, wie er besonders sinnvoll für die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt entwickelt werden kann. Natürlich gibt es bereits zahlreiche Ideen. Was bislang jedoch fehlte: die **Perspektive von Jugendlichen**. Ihre Ideen sind in den Zukunftsprozess 20|30|50 eingeflossen.



Beteiligung
In Zahlen

Beteiligte
20
Alter
13-15
Zeitraum
6 Monate



1

Die Verwaltung stellt sich vor

Warum will Münster Jugendliche in der Stadtplanung beteiligen? Und warum wurden sie bislang nur selten nach ihrer Meinung gefragt? Bernadette Spinnen vom Münster Marketing bittet die Jugendlichen im Video und auch ganz analog im Unterricht um ihre Mithilfe.

2

Tipps vom Stadtbaurat

Warum soll der Hörster Parkplatz künftig kein Parkplatz mehr sein? Wie entwickeln die Profis aus der Stadtplanung neue Ideen? Der Stadtbaurat Robin Denstorf schickt den Jugendlichen praktische Tipps als Videonachricht in die Klasse.

3

Recherche mit App

Bei der Besichtigung des Hörster Parkplatzes wird zu verschiedenen Fragestellungen gearbeitet: Welches Potenzial bietet der Platz? Was ist vielleicht schon gelungen? Was nicht? Die Fotos, Videos, Audios und Skizzen werden mit der App #stadtsache festgehalten. (Abb. 3, 9)

4

Arbeit mit Profis

Gemeinsam mit Profis aus Architektur und Kunst entwerfen die Jugendlichen eigene Skizzen, Mind-Maps und Modelle für den Hörster Parkplatz. (Abb. 1, 2, 4, 5, 6-8, 10, 11)



Crossmediale Beteiligung

Nach den digitalen Vorarbeiten wurden die Jugendlichen in einem zweiten Schritt mit den planerischen Werkzeugen der Profis vertraut gemacht.

• **Skizzieren:** Mit der Architektin Heike Schwalm (JAS e.V.) haben die Jugendlichen trainiert, vielfältige Lösungsmöglichkeiten für ihre Ideen auszuprobieren.

• **Collagen kleben:** Komplexe Zusammenhänge lassen sich in Schaubildern darstellen. Die Visualisierung hilft, den eigenen Lösungsansatz zu konkretisieren.

• **Modellbau:** Mit dem Urbanisten Thomas Quack (Studio Quack) haben die Jugendlichen Modelle gebaut, die es ihnen ermöglichten, Einblick in den Zukunftsprozess der Stadt zu gewinnen.



stadsache.de/
projekt/muenster_
viefalt/start.php



DIE SCHULE FÜR ALLE

Aktuell leben in Berg Fidel fast 6000 Menschen aus zahlreichen Kulturen. Fast jeder Vierte von ihnen hat das 20. Lebensjahr noch nicht erreicht. Viele der Jüngsten im Stadtteil besuchen die PRIMUS-Schule. PRIMUS steht für „PRIMarschule (Grundschule) Und Sekundarschule“ und beschreibt damit den Kern des Konzepts: Kinder bleiben und lernen von der Einschulung bis zum Ende der zehnten Klasse zusammen. So werden Freundschaften und Lernbeziehungen aus der Grundschulzeit erhalten, um Lernchancen zu verbessern, die wiederum bessere Abschlüsse ermöglichen. Aber was wird gebraucht, damit ein so inklusives Schulkonzept gelingt? Warum ist die Vernetzung auch mit außerschulischen Akteuren so wichtig? Und was leistet eine Schule für alle für den Frieden?

Dr. Reinhard Stähling

»In Berg Fidel sind viele Menschen im Schulumfeld aktiv. Für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen sind sie ein Riesengewinn.«

Christoph Kopp gehört zu einem achtköpfigen Team in der Schulsozialarbeit der PRIMUS-Schule.



Berg Fidel hat sich von einer Planstadt aus den 1960er und 70er Jahren zum internationalen Hotspot mit 28 Nationalitäten und noch viel mehr Sprachen in der Bürgerschaft entwickelt. Auf dem Weg zur PRIMUS-Schule kommt man an vielen mehrstöckigen Mehrfamilien- und Reihenhäusern vorbei. Auf dem höchsten Punkt sitzt ein immenser Gebäudekomplex mit dem Spitznamen „Weißer Riese“. Fast noch auffallender ist jedoch das üppige Grün überall. Es sprießt aus allen Winkeln mit einer geradezu wilden Kraft, was Berg Fidel auch an sehr heißen Sommertagen erträglich macht. Geplant wurde das vom Landschaftsarchitekten Günther Grzimek, der unter anderem auch die Grünflächen des Allwetterzoos und des Münchner Olympiaparks entworfen hat. Sein demokratisches Credo: Blumen, Bäume, Büsche und Wiesen müssen alle Menschen in der Stadt umgeben – egal, wie reich oder arm, groß oder klein, alt oder jung sie sind. Eingebettet in ganz viel Grün liegt daher auch die PRIMUS-Schule. Zu den vielen Köpfen, die ihr besonderes Konzept auf den Weg gebracht haben, gehören der ehemalige Schulleiter Dr. Reinhard Stähling, der Schulsozialarbeiter Christoph Kopp und die Lehrerin Silke Borrosch. Und weil für den Schulalltag die Zusammenarbeit mit außerschulischen Akteuren aus Kultur und Jugendarbeit so wichtig ist, ist die Sozialpädagogin Sonja Mester vom Stadtteilhaus „Lorenz Süd“ auch an Bord.

Herr Dr. Stähling, Sie waren 30 Jahre lang die treibende Energie hinter der Umsetzung einer Schule für alle. Zehn Jahre lang als Konrektor, ab 2002 bis zu Ihrer Pensionierung 2022 als Schulleiter. Warum ist es Ihnen so wichtig, dass Kinder nach dem vierten Schuljahr nicht voneinander getrennt werden?

R.S.: Die frühe Trennung führt zu ganz vielen negativen Effekten. Wenn wir Kinder in der vierten Klasse auf die verschiedenen Schulen schicken, driften sie vormittags auseinander und treffen sich dann nachmittags im Stadtteil wieder, damit ist Unfrieden vorprogrammiert.

Und genau das haben wir hier früher erlebt. Mit unserem Schulkonzept haben wir in den vergangenen Jahren eine Schule aufgebaut, die Kinder in ihrer Entwicklung in einem ganzheitlichen Sinn unterstützt und damit auch dem Frieden dient.

Die Soziologin Jutta Allmendinger sagt: „Bildungspolitik ist die beste Sozialpolitik. Sie ist auch die beste Wirtschaftspolitik, die beste Klimaschutzpolitik.“ Entspricht das Ihrer Erfahrung?

R.S.: Absolut. Es braucht den politischen Willen, ein solches Konzept umsetzen zu können. Und den haben wir in Münster gefunden. Beim Oberbürgermeister, beim Stadtteil-Bürgermeister, durch den Integrationsrat und durch viele weitere Unterstützerinnen und Unterstützer in der Verwaltung. Ohne ihren Zuspruch wäre das alles nicht möglich gewesen. Und ich bin froh, dass sie den Weitblick hatten, dass an dieser Schule etwas passiert, das den Kindern und dem Stadtteil guttut.

Wie genau profitiert der Stadtteil davon?

R.S.: Wenn Kinder zehn Jahre lang an der gleichen Schule sind, werden langfristige Bindungen ermöglicht, die Kinder und Jugendliche mit ganz verschiedenen kulturellen Hintergründen eingehen, und die strahlen natürlich auf das ganze Quartier aus.

Also eine Art Völkerverständigung in der Nusschale?

Silke Borrosch: Diese Erfahrung mache ich tatsächlich. Als Lehrerin an der Schule, aber auch ganz privat. Ich wohne in Berg Fidel, und meine Tochter ist hier zur Schule gegangen. Natürlich hat sie hier ihre Freundinnen gefunden, darunter auch Kinder aus der Roma-Kultur. Das führte wiederum dazu, dass ich als Mama in die Familien eingeladen wurde.

»Ein Spielplatz, der mir gefallen würde, hat Sprungrampen für Rollstuhlfahrer und Bobfahrgeräte.«

Mika geht zur PRIMUS-Schule und findet, dass beim Bauen mehr an Menschen im Rollstuhl gedacht werden sollte.

»Wir brauchen mehr Bäume als Klettergerüste. Die Spielbereiche, die Kinder vorfinden, sind ihnen zu künstlich.«

Sonja Mester gehört als Sozialpädagogin zum Team vom Stadtteilhaus „Lorenz Süd“.

103



Dabei habe ich nicht nur viel gelernt, sondern musste mich auch aktiv mit meinen Berührungsängsten auseinandersetzen, weil es mich unsicher gemacht hat, dass ich so wenig über die Kultur wusste. Die ganze Zeit schwirrte mir im Kopf herum: „Hoffentlich mache ich jetzt bloß nichts falsch! Wie benehme ich mich richtig?“ Und dann hat sich alles in Luft aufgelöst, weil ich mich so offen aufgenommen fühlte und mir signalisiert wurde: „Wir mögen dich so, wie du bist. Lass uns dafür sorgen, dass unsere Kinder eine gute Zeit miteinander haben!“ Dieses Aufeinanderzugehen ist so wichtig. Man wird jedes Mal damit beschenkt, dass die eigene Welt ein bisschen größer wird.

R.S.: Und genau das ist unser Beitrag zum Frieden. Wir verbinden die Kulturen, indem wir die Zeit dafür zur Verfügung stellen. Den Auftrag dazu haben wir übrigens aus dem Grundgesetz übernommen. Da steht nämlich, dass wir dem Frieden zu dienen haben. Natürlich ist unser Beitrag bezogen auf die weltpolitische Lage nur ein kleiner, aber ich habe das Gefühl, dass es ein wichtiger Beitrag ist.

Nun könnte man sagen, wunderbar, dass das soziale Gefüge gestärkt wird, aber lernen die Schülerinnen und Schüler auf diese Weise auch genug?

R.S.: Wir können die positiven Lerneffekte inzwischen nachweisen. Unsere Zehntklässler haben bisher fast alle die ihnen gestellten Bildungsprognosen übertroffen, denn sie erreichen fast durchweg höhere Abschlüsse, als man ihnen in Klasse 5 zugetraut hat.

Das klingt nach einem wichtigen Beitrag zur Chancengleichheit, die als Ziel eine der großen Herausforderungen in der deutschen Bildung darstellt. Nicht zuletzt hat Corona gezeigt, dass die Kinder deutlich im Vorteil waren, deren Eltern während des Distanzunterrichts mit Wissen, Material und Technik helfen

konnten. Was denken Sie, warum der Aufschrei in Bezug auf die hohe Zahl benachteiligter Kinder und Jugendlicher ausbleibt?

R.S.: Ich denke, dass die wenigsten Menschen, denen es gut geht, wissen, wie es ist, sehr wenig Geld zu haben. Wer kein eigenes Kinderzimmer hat, keinen Internet-Anschluss oder Computer, kein gesundes Essen kaufen, nicht schwimmen und sich keine Busfahrkarte leisten kann, interessiert sich nicht automatisch weniger für viele Dinge. Armut ist der Grund, warum so viele nicht teilhaben können.

Was kann eine Schule dieser Situation wirkungsvoll entgegensetzen?

R.S.: Schulen müssen gute Stifte, Internet und gesunde Mahlzeiten bereithalten können, wenn es das ist, was Kinder und Jugendliche brauchen. Denn wenn wir es nicht tun, wer dann? Viele Eltern würden gern staatliche Unterstützung für das Essen in der Schule beantragen, aber selbst wenn sie dabei von unseren Sozialarbeitern unterstützt werden, dauert die Bearbeitung der Anträge oft so lange, dass das Geld nicht rechtzeitig eintrifft.

Herr Kopp, Sie sind Sozialarbeiter an der Schule und betreuen unter anderem auch die FRÜZ-Initiative, das Frühstück für alle. Wie kam es dazu?

C.K.: Wir haben durch eine Umfrage unter den Schülerinnen und Schülern erfahren, dass viele von ihnen ohne Frühstück in die Schule kommen. Daraufhin ist das Projekt FRÜZ entstanden. FRÜZ steht für „Frühstück zusammen“. Unsere Kollegin Claudia Viehoff hat es ins Leben gerufen, und inzwischen ist es bei uns fest etabliert. Jeden Morgen bereiten zwei Ehrenamtliche das Frühstück vor. Es gibt belegte Brote und Obst. Das wird sehr gut angenommen. Die Kinder können sich ganz nach Bedarf bedienen.

»Wenn man aufeinander zugeht, wird man jedes Mal damit beschenkt, dass die eigene Welt ein bisschen größer wird.«

Silke Borrosch ist Lehrerin an der PRIMUS-Schule und wohnt in Berg Fidel.



Sie konnten viele Menschen aus älteren Generationen für die ehrenamtliche Betreuung gewinnen. Welche Gelingensfaktoren benötigt ein soziales Projekt wie das FRÜZ?

C.K.: Zunächst braucht man die Person, die von der Sache so überzeugt ist, dass sie es unbedingt umsetzen will. Ihre Begeisterung muss so stark sein, dass sie dadurch auch andere davon überzeugen kann. Bei uns ist das Claudia, und sie hat die Schulleitung und mich ins Boot geholt. Und dann braucht es die Ehrenamtlichen. Diesen Punkt darf man nicht unterschätzen. Menschen sind absolut bereit, etwas zu geben und ihr Können in eine Sache einfließen zu lassen. Aber damit ihr Engagement auch von Dauer ist, braucht es Kontaktpflege. Wir machen zum Beispiel zwei Mal im Jahr eine Radtour mit den Ehrenamtlichen. Das stärkt den Zusammenhalt.

Die Integrationsleistung der Schulen für die Gesellschaft ist heute enorm. Gleichzeitig ist die Personaldecke viel zu dünn. Ist Hilfe von außerhalb wichtiger denn je?

C.K.: Die Bedeutung der ehrenamtlichen Arbeit hat für uns auf jeden Fall zugenommen. Und damit die Freiwilligen am Ball bleiben, müssen alle Beteiligten etwas für sich herausziehen können.

Was zum Beispiel?

C.K.: Da kann ich von meiner persönlichen Erfahrung erzählen, denn ich profitiere auch von meinem Engagement für das FRÜZ. Ich werde aufmerksamer durch die Menschen, die hier von außen reinkommen. Andreas, einer der Ehrenamtlichen, ist Architekt. Er kommt mittwochs, bevor er ins Büro geht. Wenn wir zusammen in der Schule unterwegs sind, macht er mich auf viele Dinge aufmerksam. Das kann so etwas Einfaches wie ein bestimmtes Bild sein, das im Flur hängt. Es ist seine Perspekti-

ve, die mich bereichert. Auch dann, wenn er mir von seinen Begegnungen mit den Kindern erzählt. Er bringt Themen aus seiner Berufswelt mit und führt dadurch andere Gespräche mit den Kindern als ich. Ich freue mich jedes Mal darüber, wenn ich seine Wahrnehmungen und Geschichten mitbekomme.

Gibt es in Münster Strukturen, die die Freiwilligenarbeit fördern?

C.K.: Die Stadt hat sich dieses Themas durch die Freiwilligenagentur tatsächlich schon früh angenommen und damit eine direkte Anlaufstelle für Menschen geschaffen, die sich engagieren möchten. Das Prinzip ist einfach: Auf der digitalen Plattform werden die Projekte vorgestellt, und man kann sich darauf bewerben. Die Arbeit von ROCK YOUR LIFE! darf nicht unerwähnt bleiben. Die sind großartig für unsere Jugendlichen.

Worum geht es da?

C.K.: Das ist ein 1-zu-1-Mentoring-Programm für Jugendliche aus benachteiligten Familien. Ihnen werden Studierende zur Seite gestellt, die sie wie ein großes Geschwister dabei unterstützen, die Herausforderungen von Schule, Alltag und Berufswahl besser zu meistern. Für die jungen Menschen an unserer Schule ist das ein wirklich fantastisches Angebot. Die Jugendlichen erhalten Impulse von jungen Menschen, die ihnen wichtig sind. Diese Begegnungen, die außerhalb von Schule stattfinden, sind tatsächlich genauso wichtig wie das, was in der Schule stattfindet. Wir haben in Berg Fidel wahnsinnig viele Menschen, die im Schulumfeld aktiv sind, und dieses Zusammenspiel ist für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen ein Riesengewinn.

In dieses Netz gehört auch das Stadtteilhaus „Lorenz Süd“. Wie bekommen Sie die interdisziplinäre Zusammenarbeit hin, Frau Mester?

Sonja Mester: Über den Arbeitskreis Berg Fidel sind alle Personen aus dem Kinder- und Jugendbereich mit der Schule verknüpft. Uns verbindet die Überzeugung, dass wir gut aufgestellt sein müssen, wenn wir hier etwas erreichen wollen. Dazu ist es wichtig, dass wir voneinander wissen, was der eine und was die andere macht, wo man welche Unterstützung herbekommen kann, wo welche Aufgabenbereiche liegen, wer welches Fachwissen hat und auf welche Ressourcen man zugreifen kann. Durch diesen Zusammenschluss können wir Synergieeffekte entstehen lassen. Sei es im Bereich Förderung, im Bereich der sinnvollen Freizeitgestaltung oder einfach nur, um bei dem ein oder anderen Thema zu sagen: „Lasst uns da an einem Strang ziehen.“

Das heißt, hier gibt es tatsächlich das, was eine gelebte Bildungslandschaft genannt wird. Welche Rolle spielt die Partizipation der Kinder und Jugendlichen darin?

S.M.: Am Beispiel des Beteiligungsprojekts, an dem junge Menschen aus Berg Fidel teilgenommen haben, lässt sich unser Zusammenwirken gut darstellen. Über 100 Schülerinnen und Schüler der PRIMUS-Schule und die Besucherinnen und Besucher des Stadtteilhauses Lorenz-Süd haben ihr Quartier erkundet und Ideen für ein gutes Zusammenleben gesammelt. Von Beginn an haben wir eng zusammengearbeitet und auch an der offiziellen Präsentation waren Schule und „Lorenz Süd“ gleichermaßen beteiligt. Zuerst wurde der Oberbürgermeister an der Schule empfangen. Dann gab es einen gemeinsamen Spaziergang durchs Quartier zu verschiedenen Orten, die den Kindern und Jugendlichen besonders wichtig waren. Danach wurde die Ausstellung mit den Beteiligungsergebnissen im „Lorenz Süd“ eröffnet.

Ich erinnere mich gut daran, weil wir mit #stadtsache das Projekt durchgeführt haben.

Das „Lorenz Süd“ war tatsächlich sofort im Boot, die Lehrerinnen und Lehrer der Schule haben sich anfangs zögernd verhalten. Woran lag das?

C.K.: Dazu kann ich etwas sagen, weil ich das Projekt in der Schule koordiniert habe. Tatsächlich wurde zunächst befürchtet, dass es sich um ein eher klassisches Beteiligungskonzept handeln würde, das jüngere oder aufmerksamkeitschwache Kinder wenig fesselt. Aber als dann bei der Projektvorstellung klar wurde, dass mit Straßenkreide, Tablets und App sehr crossmedial gearbeitet werden würde, drehte sich das Blatt sofort. Acht Klassen haben mitgemacht und waren am Ende der Aktion total begeistert.

Die Ergebnisse sind in das Integrierte Stadtteilentwicklungskonzept (InSEK) eingeflossen, das nach und nach vom Stadtplanungsamt umgesetzt wird. Was hat Sie selbst bei den Ergebnissen der Kinder überrascht?

S.M.: Der große Wunsch nach Natur. Es wurden zum Beispiel viele Obstbäume gewünscht. Ein Kind hat mir dazu erzählt, dass es nicht nur darum geht, das Obst zu pflücken, sondern dass man auch mitbekommt, wie eine Pflanze funktioniert. Also ganz konkret: Wie macht der Baum das, dass er im Herbst Äpfel trägt? Wichtig war auch, dass die Natur hier im Viertel nicht zerstört werden darf. Aber es sollte mehr Zugang dazu geben, etwa durch eine Brücke, die über einen kleinen Bach führt mit der Möglichkeit, am Wasser zu spielen. Ich glaube, dass daraus ein großer Wunsch nach einem naturbelassenen Umfeld spricht. Wahrscheinlich sind die Spielbereiche, die Kinder vorfinden, zu künstlich oder zu betonlastig. Wir sind ja früher auch vor allem auf Bäume geklettert und weniger auf ein Klettergerüst. Ich glaube, dass man die Ergebnisse so deuten kann, dass die Sehnsucht danach auch heute in den Kindern steckt.

S.B.: Was mir noch aufgefallen ist vor dem Hintergrund, dass wir ja fast eine Unesco-Schule sind: Unsere Kinder leben den Nachhaltigkeitsgedanken. Das ließ sich bei so vielen unterschiedlichen Themenbereichen in den Beteiligungsergebnissen heraushören, und das fand ich ganz toll.

Mir ist aufgefallen, wie geübt die beteiligten Kinder und Jugendlichen in Sachen Beteiligung waren. Sind partizipative Elemente in den Unterrichtsalldag integriert?

R.S.: Es gibt bereits seit mehr als 30 Jahren einen Klassenrat. Darin kommen alle Probleme auf den Tisch, damit sie nicht herumgeschleppt, sondern im Klassenrat gelöst werden. Es ist uns wichtig, dass keiner nach Hause geht und denkt: „Schule ist doof!“

Man braucht also viele Partnerinnen und Partner, wenn Lernen gelingen soll. Sieht so die Zukunft des Lernens in einer Gesellschaft der Vielfalt aus?

R.S.: Wir wünschen Kindern und Jugendlichen natürlich, dass unser Beispiel in immer mehr Kommunen Schule macht. Durch Migration und den demografischen Wandel nimmt die kulturelle Vielfalt gerade in den jüngeren Generationen der Gesellschaft zu. Bislang führt Multikulturalität aber noch viel zu oft zu Konflikten und Missverständnissen. Dabei kann sie Kreativität und Innovation verbessern, wenn eine Gesellschaft es schafft, sich die Potenziale kultureller Diversität zu erschließen. Sie steigert damit ihre Wettbewerbsfähigkeit und Erfolgchancen – und alle profitieren.

BETEILIGUNG CROSSMEDIAL



Das Beteiligungsprojekt in Berg Fidel, über das Kinder und Jugendliche ihre Ideen, Erfahrungen und Wünsche für das Integrierte Stadtteilentwicklungskonzept (InSEK) beisteuern konnten, wurde koordiniert von Münster Marketing, der PRIMUS-Schule Berg Fidel-Geist und dem Stadtteilhaus „Lorenz-Süd“. Durchgeführt wurde es von und mit #stadtsache. stadtsache.de/bergfidel/doku



Gemeinsam allem gewachsen.

Gemeinschaft heißt, überall füreinander da zu sein.

Deshalb fördern wir gemeinnützige Projekte, Brauchtum, Freizeitangebote und die Infrastruktur vor Ort. Damit das gesellschaftliche Leben in unserer Heimat eine Zukunft hat.

sparkasse-mslo.de/spenden

#GemeinsamAllemGewachsen



Sparkasse
Münsterland Ost

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN:
Stadt Münster
Der Oberbürgermeister
Dezernat für Planung, Bau und Wirtschaft
Stadtbaurat Robin Denstorff
Bernadette Spinnen (Projektleitung)

CREATIVE DIRECTION:
Anke M. Leitzgen, tinkerbrain

AUTORIN:
Anke M. Leitzgen, tinkerbrain

GRAFIK DESIGN:
Annette Wolter
annetewolter.de
Lea Essenburg (Reinzeichnung)

LEKTORAT:
Julian von Heyl
korrekturen.de

DRUCK:
Druckerei Mainz
druckereimainz.de

AGENTUR:
tinkerbrain GmbH
Institut für Bildungsinitiativen
tinkerbrain.de

KONTAKT:
Münster Marketing
Klemensstraße 10
48143 Münster
02 51/4 92-27 58
marketing@stadt-muenster.de

UNSERE PARTNER:




BILDNACHWEIS

Illustrationen: Thomas Quack, Studio Quack

Umschlag: Anke M. Leitzgen, Petra Stockhausen, Plan der Pfarrkirche Liebfrauen-Überwasser © Ulrich Haarlammert (maßwerke), Stadt Münster, Gerard ter Borch (Stadtmuseum Münster), STBR (commons.wikimedia.org/wiki/File:MuensterPromenadePanoramaAegidiitor.jpg), „MuensterPromenadePanoramaAegidiitor“, creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode

Inhalt: Anke M. Leitzgen, Petra Stockhausen

Vielfalt wagen: Lukas Zischke (unsplash), Anke M. Leitzgen, Martina Pipprich

Wettbewerb „Zukunft“, Wettbewerb „Vielfalt“, Zukunftsspaziergänge, Schulprojekte: Gutes Morgen Münster, Stefan Brueggemann (commons.wikimedia.org/wiki/File:MuensterKinderhausStJosef.jpg), „Muenster-KinderhausStJosef“, creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode

Das junge Theater: Ralf Emmerich, Anke M. Leitzgen (Porträts)





**STADT
/MACHEN**



**GESTERN
HEUTE**

MORGEN

ÜBERMORGEN

**Münster
schaut in die
Zukunft**

Anke M. Leitzgen